

Inhalt:

Intro / Impressum	5
Hitler und die Deutschen - Ausstellung in Berlin	6
Bürgerwerkstatt Erinnerungskultur I	10
Bürgerwerkstatt Erinnerungskultur II	12
Familienplanung mit der Nähmaschine	16
Lichtblick	20
Fine A.R.T.S.	22
Kissinger Klavier Olymp	24
Musikalisches Gebet	26
Ein liebender Mann	28
Zwispältiger Kleist-Abend	31
Petrini-Preis für Flagship-Store	34
Short cuts	38



Würzburg und die Kunst der 1950er Jahre

Abstraktion und Figuration
im Spiegel der Städtischen Sammlung
Museum im Kulturspeicher Würzburg
13. November 2010 - 13. Februar 2011

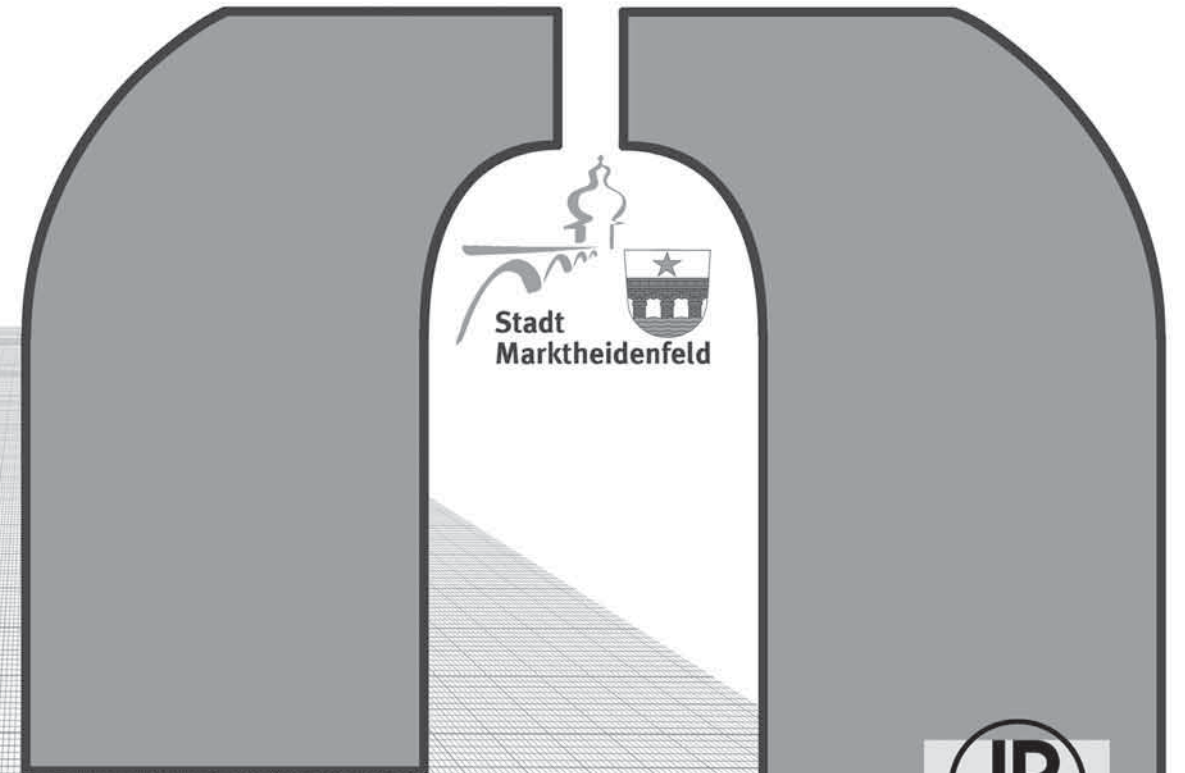
Museum im Kulturspeicher Würzburg
Sammlung Peter C. Ruppert -
Konkrete Kunst in Europa nach 1945
Städtische Sammlung des 19., 20. und 21. Jahrhunderts
mit Nachlass Emy Roeder
Veitshöchheimer Str. 5
97080 Würzburg
Tel. 0931-3 22 25-0
www.kulturspeicher.de

Öffnungszeiten
Dienstag 13-18 Uhr
Mittwoch, Freitag, Samstag, Sonntag 11-18 Uhr
Donnerstag 11-19 Uhr

STADT
WÜRZBURG

Museum im
Kulturspeicher
WÜRZBURG

Kunstpries 2010 der Stadt Marktheidenfeld



PlanSpiel

30.10. - 12.12.2010

Franck-Haus
Untertorstraße 6
Marktheidenfeld

Mi - Sa 14 bis 18 Uhr
So + Feiertag 10 bis 18 Uhr

www.marktheidenfeld.de



JOSEF RIEPL
UNTERNEHMEN FÜR
INGENIEUR- UND HOCHBAU GMBH



Attraktionen und Neuheiten

Schwarzweiler

KREATIVES WOHNEN



Besuchen Sie unseren großen Weihnachtsmarkt mit vielen Anregungen für Ihr Fest. Unsere Floristin berät Sie gerne.



Veredeln Sie Ihr Bild mit einem außergewöhnlichen Passepartout. Wählen Sie aus einer großen Auswahl von Formen und Motiven.



Edle Drucke auf Leinwand, Papier oder Folien. Ihr schönstes Bild im Wunschformat.

In der Stoffabteilung liegen neue Kollektionen für sie bereit von Fischbacher • Brigitte von Boch • KA International • Romo

Schwarzweiler - Kreatives Wohnen Hofstraße 3 97070 Würzburg
Tel.: 0931-42304 Fax: 0931-416596 Mo-Fr: 9:30 - 18:30 Sa: 9:30 - 16:00
schwarzweiler@web.de www.schwarzweiler.de

eigener Kunden  arkplatz hinter dem Haus

Intro

Es wird vielleicht sowieso alles gut. Wir haben die Wirtschaftskrise bestimmt überstanden, also nicht die eigene, sondern die gerade eben. Die Würzburger Apokalypse hat nur geringfügigen Schaden angerichtet, jedenfalls keinen, den das Kulturreferat mit einem Konzept von Bettina Keß nicht schnell beheben könnte. Peter Roos hat die letzten Wochen auch still gehalten. Wir haben ein Interimskino. Und wenn das nicht hilft, kann man sich neuerdings auch in Würzburg von der Wissenschaft quälen lassen. Geschultes Personal des Lehrstuhls für Psychologie I verpaßt ... okay: nicht jedem, sondern nur 36 Jahre alten Frauen mit Realschulabschluß, 40 bzw. 49 Jahre alten Männern mit Fachabitur, 32jährigen Männern mit Hauptschulabschluß und 46jährigen Männern mit Abitur zu sehr intensiven Bildern leicht schmerzhaft, elektrische Reize am Unterarm. Alle anderen müssen versuchen, ihren geraden Strich im EEG mit ekstatischen Verrenkungen auf Prunksitzungen zum Schwingen zu bringen; leider sind die Sterbearien im Dencklerblock (Installation des Tanzspeichers unter dem Titel „Privatsachen“) schon verklungen. Gut, da sollte man ohnehin bloß zusehen, aber es muß sehr intim gewesen sein. Na, egal! Noch ein paar Weihnachtsgänse und das Jahr kann ohnehin zum Teufel gehen.

Blicken wir nach vorne, was bringt die Zukunft? Zunächst die **nummer 61**, die als **Doppelnummer** sehr geschickt das alte mit dem neuen Jahr verschränken wird, gewissermaßen unmerklich verklammern. Im Februar dann die **nummer 62**; hier wird man vom alten Jahr kaum noch etwas merken. Im März die **nummer 63**, im April **nummer 64** usf.. Vermutlich werden wir mit der **nummer 99** das Projekt einstellen müssen, weil wir dreistellige Zahlen nicht mehr auf die Titelseite bringen. Auch das Kulturgut wird es nicht mehr geben. Allein der Gedanke stimmt traurig. Das ist der November-Blues?

Die Redaktion

nummersechzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 • 97076 Würzburg
Tel.: 0931 - 41 3937 • mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg • BLZ 790 900 00
Konto 78 417 • Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate
Freyeisen [frey], Frank Kupke [fk],
Ulrich Karl Pfannschmidt [ukp],
Nico Manger, Falk von Traubenberg,
Karin Rocholl, Rolf Wegst, Indra Desnica,
Arne Psiller, Clemens Tangerding.

Für die Inhalte der

Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 93 N

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:	
€ 100	Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:	
€ 80	Viertelseite 77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch 77,5 x 205
€ 100	Halbe quer 160 x 100
€ 200	Ganze Seite 186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4 186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm	
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:





Lampion um 1940 Foto: Arne Psiller

Licht aus ...

Die Ausstellung „Hitler und die Deutschen“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin

Von Clemens Tangerding.

Wer erinnert sich nicht daran, daß 1933 sich in den Köpfen der Gedanke breit machte: Jetzt geht es an die großen Konzerne und Warenhäuser heran – und was ist aus alledem geworden? Nur einige Konsumvereine und die Kleinen sind auf der Strecke geblieben und im übrigen geht der Zug nach großen Produktionsstätten und großen Handelsstätten weiter. Alle Maßnahmen dienen nur dem Kapital, und der Arbeiter hat nur seine Arbeitskraft bis zur Erschöpfung herzugeben.“ Diese Zeilen stammen aus dem Tagebuch des Sozialdemokraten Anton Klein. Er hat sie 1939 geschrieben und blickt darin auf die Jahre seit der Machtergreifung zurück. Hier erinnert sich jemand an die Hoffnungen, die 1933 auf Hitler ruhten. Die NSDAP hatte in ihrem Parteiprogramm von 1920 deutlich vom Sozialismus geprägte Reformideen unters Volk gebracht: Von der „Brechung der Zinsknechtschaft“ war dort die Rede ebenso wie vom Prinzip „Gemeinnutz vor Eigennutz“, von aktiver staatlicher Beschäftigungspolitik, von Verstaatlichung von Trusts und Gewinnbeteiligungen in Großbetrieben. Doch nun, nur sechs Jahre später, offenbart sich diesem Essener Bürger Anton Klein die Unmöglichkeit, in Deutschland gleichzeitig antikapitalistisch gesinnt und politisch erfolgreich sein zu können. Im selben Jahr drückte Max Horkheimer dieselbe Wut auf die Nationalsozialisten in einem gelehrten Diktum aus. Wer vom Kapitalismus nicht reden wolle, solle auch vom Faschismus schweigen.

Wie war Hitler möglich?

Ebenso lehrreich spricht eine andere Schriftquelle zum Besucher der Ausstellung „Hitler und die Deutschen“ im Deutschen Historischen Museum Berlin. Sie befindet sich in der Vitrine, die über den Siegeszug des KdF-Wagens unterrichtet. „Es gab nicht wenige“, heißt es in dem Bericht eines SPD-Organs, „die zu rechnen begannen. Jeder, der nur einigermaßen konnte, entschloß sich zur Anmeldung einer Bestellung. [...] So setzte dann bereits wenige Tage nach der Ankündigung des Wagens ein großer Sturm auf die KdF-Verkaufsstellen ein.“ Hitler versprach nicht nur Massenmobilität und hatte in Ferdinand Porsche und seinen Volkswagen-Plänen den richtigen Mann für ihre Umsetzung gefunden. Seine Partei sorgte auch dafür, daß bereits die Anschaffung des Wagens zum nationalsozialistischen Ereignis wurde. Auf der „KdF-Wagen-Sparkarte“, in der Arbeiter Sparmarken einkleben konnten, wenn sie einen bestimmten Betrag zusammengetragen



Filmposter 1958 Foto: DHM

hatten, prangte das Hakenkreuz. Auch in anderen Teilen der Ausstellung im Pei-Bau zeigt sich der Wunsch der Kuratoren, Antworten auf die große Frage zu versuchen, die sie antrieb – und mit ihnen dieses ganze Land seit drei Generationen: „Wie war Hitler möglich?“

Eine unscheinbare rote Sammelbüchse, selbstverständlich wieder mit Hakenkreuz, klärt den Besucher über das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ auf. Seit der Ausstellung im Museum Malerwinkelhaus in Marktbreit ist diese nationalsozialistische Institution auch in Unterfranken der interessierten Öffentlichkeit bekannt. Das Winterhilfswerk sammelte nicht nur Geld und Sachspenden für als würdig eingestufte Notleidende und verteilte dafür Abzeichen und Türplaketten, es veranstaltete nicht nur Konzerte und Lotterien, es versammelte die Bürger eines Viertels nicht nur zum gemeinsamen Eintopf-Essen: Es schaffte etwas viel Bedeutenderes, indem es all dies tat. Indem die Bürger an den Aktivitäten teilnahmen, wurden sie Teil des nationalsozialistischen Systems. Und dies gelang, ohne daß die Bürger politisch aktiv sein mussten. Wer die Texte zum Winterhilfswerk

liest, fühlt sich unweigerlich an die sozialen Aktivitäten von NPD und DVU in Ostdeutschland erinnert, die vor etwa fünf Jahren zu einer weit verbreiteten Sprachlosigkeit unter Journalisten, Politikern, Historikern und Pädagogen geführt haben. Die rechtsradikalen Parteien boten in Pirna und Neuruppin kostenlos Hausaufgabenbetreuung für Kinder und Rechtsberatung für Hartz-IV-Empfänger an. Sie waren weit und breit die einzigen, die das taten. Wer wollte es den Bürgern verdenken, die Angebote anzunehmen?

Der Würzburger Beitrag

Neben den Teilen, die über das Zusammenspiel von Alltagsleben und nationalsozialistischem System unterrichten, zeigt die Ausstellung auch Exponate, die zwar beeindruckend wirken, aber nicht ins Konzept passen. Was etwa soll uns das vier Meter lange „Große Sideboard aus dem ‚Arbeitszimmer des Führers‘ in der Neuen Reichskanzlei“ sagen? Welche Aussagekraft haben die Foto-Installationen zu Beginn der Ausstellung? Hier hängen etwa vier zeitgenössische Pressefotos von Hitler nebeneinander an der Wand. Davor, im Abstand von 20 Zentimetern, ist die halbdurchsichtige Fotomontage „Hitler als Totenkopf“ von Marinus Jacob Kjeldgaard angebracht. Darauf trägt ein Totenkopf Hitlers Frisur und seinen Schnurrbart. Die Lichter strahlen mal auf die Pressefotos dahinter und mal auf den Totenkopf. Dadurch entsteht zwar zunächst ein Aha-Effekt. Auch die Nachbildung des zerstörten Reichsadlers vom Dach der Neuen Reichskanzlei beeindruckt auf den ersten Blick. Doch sie trägt nichts zur Beantwortung der Frage bei. Das Konzept franzt an diesen Stellen aus. Offenbar hatten die Veranstalter Sorge, daß ihnen die Verbreitung eines Hitler-Kults vorgeworfen werden könnte. Der Direktor des DHM, Hans Ottomeyer, schreibt hierzu in seinem Vorwort zum Katalog, „Es ist eine Ausstellung, die Bilder und Gegenbilder sowie Texte und Zitate in einen erhellenden Kontrast zu setzen sucht, um sich der Wirkung der gelenkten Medien durch einen erweiterten Blickwinkel zu entziehen.“ Doch ist es wirklich noch nötig, die Wirkung von zeitgenössischen Hitler-Fotografien mit einem Totenkopf zu überblenden, um sich der Wirkung der Medienbilder zu entziehen? Die Angst scheint unbegründet. Heutige Ausstellungsbesucher sind so stark vorgebildet, daß sie bei einem zeitgenössischen Hitler-Porträt keinen Führer mehr erkennen, sondern einen Massenmörder. Der Besucher, der seit frühesten Schultagen vom Nationalsozialismus

erfahren hat, braucht diese Umdeutungen nicht. Er trägt sie in sich.

Eine Seltenheit stellen die sechs ausgestellten Fotos vor, welche die Ankunft von jüdischen Familien bei der sogenannten Evakuierungsstelle der Geheimen Staatspolizei dokumentieren. Männer und Frauen tragen ihre schweren Winterjacken, obwohl es Ende April 1942 schon wärmer gewesen sein muß, um sie nicht zurücklassen zu müssen. Sie schleppen Kisten und Koffer in den Platz'schen Garten in Würzburg, an der Ecke Rennweg und heutiger Friedrich-Ebert-Straße. Selten sind solche Fotos deshalb, weil das Fotografieren der jüdischen Abtransporte verboten war. Es war ein Würzburger Gestapo-Beamter, der sie auf Anordnung des Nürnberger Polizeipräsidenten schoß. Selbst zur Umgehung dieses Verbots bedurfte es des Befehls eines Nationalsozialisten.

Nicht an diesem Tag, sondern am 23. September 1942 mußte sich auch der 15jährige Max Ansbacher in der Sammelstelle einfinden. Über mehrere Stationen wurde er von Würzburg im Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert und von dort nach Dachau. Ansbacher überlebte und ging nach Israel. Später wurde er Gründungsdirektor des Museums in der Gedenkstätte Yad Vashem. Für das von der Deutschen Bahn herausgegebene Buch „Sonderzüge in den Tod“ erinnerte er sich 2002 an die ersten Momente im Zug: „Und es wurde viel ausrangiert, hin und zurück und wieder hin und wieder zurück. Das Rangieren hat wieder viel Ungewißheit gebracht. Man wußte gar nicht, wo es hin geht und was das Ziel war [...]. Man war in dem Personenwagen, die Türen waren verschlossen, in jedem Wagen war wenigstens einer vom Wachpersonal. Außerdem war Wachpersonal und Bahnpersonal auch am Anfang des Zuges und natürlich in der Dampfmaschine. [...] Man konnte auch nicht fragen: ‚Wohin geht es?‘ Es war alles eine große Ungewissheit.“

Liest man nach dem Besuch der Ausstellung Zeitzeugenberichte wie den von Max Ansbacher, wird schnell wieder deutlich, wie wenig am Ende so eine Ausstellung, und sei sie auch noch so gut gemacht, eine Antwort geben kann auf die Frage, die wir uns schon so lange stellen und noch lange werden stellen müssen: Wie war Hitler möglich? ¶

Ausstellung der Stiftung Deutsches Historisches Museum,
Berlin, Unter den Linden 2,
15. Oktober 2010 bis 6. Februar 2011.
www.dhm.de/Ausstellungen/hitler-und-die-deutschen



Werbeaufsteller mit SA-Mann für die Zigarettenmarke „Trommler“, 1933-1945

Foto: Indra Desnica

Licht an ...

Die „Bürgerwerkstatt Dialog Würzburger Erinnerungskultur“ nimmt ihre Arbeit auf

Von Renate Freyeisen

Erinnerungskultur, was ist das? So ganz wurde das in der „Bürgerwerkstatt“ am Samstag, 30. Oktober, noch nicht deutlich. Immerhin wurden einige wichtige Facetten beleuchtet, als sich fünf Arbeitsgruppen von Würzburger Geschichtsinteressierten mit der Darstellung und Erforschung der regionalen Vergangenheit befaßten. Wie wichtig die Stadt unter Federführung des Kulturreferats solche Aktivitäten nimmt, zeigte sich daran, daß Oberbürgermeister Georg Rosenthal die etwa 100 Teilnehmer im Ratssaal begrüßte, sie beköstigen ließ, und dort, im symbolträchtigen Rahmen, auch das Plenum stattfinden ließ. Sehr richtig war es, daß er daran erinnerte, daß die Nazi-Zeit nicht der einzige Aspekt der Stadtgeschichte sei. Er rief auch dazu auf, die Formen des Erinnerns kritisch zu beleuchten und zu beurteilen, gegebenenfalls aber bestimmte Gesichtspunkte stärker zu betonen oder neu zu profilieren, etwa den Aufstand der Bauern im 16. Jahrhundert oder die Persönlichkeit des liberalen Bürgermeisters Behr im 19. Jahrhundert. Außerdem gelte es, Orte und Formen des Erinnerns sowie die faktische Basis vergangener Ereignisse genau in Augenschein zu nehmen.

Zwar ist, so die Informationen über das Staatsarchiv und das Stadtarchiv im Arbeitskreis Geschichtsschreibung, moderiert von Roland Flade, vieles an schriftlicher Überlieferung durch Kriegszerstörung vernichtet worden, so Teile der Universitätsakten, Akten der Stadt bis weit ins 19. Jahrhundert, die Einwohnermeldebögen vom 19. Jahrhundert bis 1920. Aber auch unmittelbar nach dem Krieg gingen wichtige Unterlagen verloren, so die städtischen Personalakten oder die Gestapoakten der Buchstaben A-G und V; ob da jemand nachgeholfen hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Schwierig ist es auch, an manches Ungeordnete, wie etwa die Nachlässe von Professoren zu kommen, die noch unaufbereitet im Universitätsarchiv schlummern. Auch weil Persönlichkeitsrechte verletzt werden könnten, hat der Gesetzgeber einen Riegel vorgeschoben; da können z.B. Aufzeichnungen aus den Erb-

gesundheitsgerichten der Nazis nur unter Auflagen eingesehen und benutzt werden. Was aber unbedingt noch wissenschaftlich aufgearbeitet werden müßte, sind die Unterlagen über Fremdarbeiter im Dritten Reich; über 9000 dieser Zwangsverpflichteten, darunter viele Franzosen und Italiener, hielten im Krieg die Würzburger Wirtschaft „am Laufen“. Auch die Kirchen beschäftigten Zwangsarbeiter; pikant daran ist, daß Frauen, die „unerlaubte sexuelle Beziehungen“ zu Fremdarbeitern pflegten, den Klöstern überstellt und oft sterilisiert wurden. Über Kinder aus solchen Beziehungen ist eigentlich kaum etwas bekannt, ebensowenig wie über verstorbene Zwangsarbeiter. Es wäre wünschenswert, wenn dieser ganze Fragenkomplex einmal genauer erforscht würde. Ein Desiderat ist sicher, an diese Fremdarbeiter und die russischen Kriegsgefangenen – sie waren z.B. in der Korngasse untergebracht – deutlich zu erinnern, sei es in Form einer Gedenktafel oder Gedenkstätte oder einer „offiziellen“ Publikation. Eine weitere Überlieferungsquelle harret ebenfalls noch der Erschließung: Im Mainfränkischen Museum, wohin z. B. viele Exponate aus dem ehemaligen Luitpoldmuseum nach dem Krieg verbracht wurden, befinden sich viele Objekte, die weder richtig inventarisiert noch archivalisch genau erfaßt sind, vor allem wenn sie im Depot lagern. Außerdem gibt es keine echte Sammlungsstrategie. So befinden sich heute im Museum greifbare Zeugnisse aus der Alltagskultur und der höfischen Vergangenheit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sowie etwas Stadtgeschichte. Die Lücke in der Dokumentierung von Objekten, die für die Mentalitätsgeschichte sowie für die kommunale und rechtsstaatliche Entwicklung interessant wären, sollte unbedingt geschlossen werden, ganz abgesehen davon, daß der Ort der stadtgeschichtlichen Abteilung, das Fürstenbaumuseum auf der Festung, vielleicht wieder mehr in den Fokus der regionalen Öffentlichkeit gerückt werden sollte, was eventuell auch einen Platzwechsel einschließt.

Doch historische Grundlagenarbeit vollzieht sich oft im Verborgenen, kann aber auch an einzelnen Stätten

manifest gemacht werden. Nicht zuletzt deshalb schwärmten die Gruppen der Bürgerwerkstatt an verschiedene Orte in der Stadt aus.

Die erste Gruppe unter Leitung von Christoph Pollmann besichtigte Denkmäler in der Stadt und befaßte sich mit Formen des öffentlichen Erinnerns. Dabei bewertete sie schon vorhandene Denkmäler, so das Kriegerdenkmal am Husarenwäldchen, das Flakhelferdenkmal oder das Mahnmal zum 16. März 1945 und monierte z.B., daß letzteres Distanz schaffe. Erforderlich sei unbedingt, daß den Betrachtern die historischen Hintergründe mit Begleittexten dargelegt werden sollten, eventuell mit modernen technischen Mitteln wie Abruf der Info über Handy. Problematische Denkmäler sollten durch einen Weg verbunden werden. Außerdem müsse der Volkstrauertag aufgewertet werden als Gegengewicht zum mittlerweile „eingespielten“ Erinnerungsritual am 16. März; hierbei müsse man auch unbedingt weggelassen von der Konzentration auf die Opferrolle.

Eine zweite Gruppe unter Petra Maidt befaßte sich auf einem Stadtpaziergang unter Führung von Stadtheimatpfleger Hans Steidle mit der Stadtentwicklung und dem historischen Erbe. Dabei bewertete sie die Architektur und Raumsituation im Stadtkern nach den Gesichtspunkten früher – heute – zukünftig und betrachtete etwa den Residenzplatz nach seiner ursprünglichen Bestimmung, in seiner jetzigen Gegebenheit als Parkplatz, umrundet von Straßen, und in seiner wünschenswerten Form als freie Fläche zur Hervorhebung der Wirkung des „Palastes“. Es wurde den Teilnehmern auch klar, daß die meisten Erinnerungen an das Dritte Reich verbaut sind. Die lange Anwesenheit der Amerikaner in der Stadt dürfe nicht vergessen werden und solle deutlich dokumentiert werden. Moniert wurde das Fehlen von Basisinformationen zur Architektur, eventuell in einem ständigen Forum zum Austausch zwischen Stadt und Bürgern möglich, beklagt wurde, daß der Denkmalschutz in Würzburg zu wenig ernst genommen werde, siehe den Forum-Klotz am Unteren Markt; bei der Gestaltung von Hofstraße und Mozartareal müsse auf jeden Fall auf die historische Sichtachse Residenz-Dom und auf Einhaltung der Baulinien geachtet werden.

Die vierte Bürger-Geschichts-Truppe beschäftigte sich mit Julius Echter, einer historischen Größe mit Makeln. Christian Weiß berichtete über die Ergebnisse: Zwar habe der Fürstbischof Großes geleistet mit der Gründung des Juliusspitals und der Universität, doch die Ausgrenzung der Juden aus dem Hochstift, Hexenverbrennungen und

die Verfolgung von Protestanten hätten negative Spuren hinterlassen. Es gelte nun, dieses Bild, etwa im Fürstenbaumuseum, didaktisch aufzuarbeiten, wobei vorhandene Denkmäler weiterhin an Echter erinnern könnten.

Das Interesse an der Bildenden Kunst in der NS-Zeit war groß. Jürgen Emmert berichtete aus seiner Gruppe, daß eine ganze Reihe von Werken von hieszulande bekannten Künstlern wie Oskar Martin-Amorbach, Hermann Gradl, Alida Kisskalt oder Richard Rother dem Stil und/oder der Ideologie der NS-Zeit entsprächen. Bei künstlerischen Erzeugnissen aus dieser Zeit aber müsse genau unterschieden werden, ob sie reine Propagandakunst für die Nazis waren oder ob sie, wie die Landschaftsbilder Gradls, eine heile Welt schufen als Gegenwelt zu den Problemen der Zeit. Solche Werke, heute meist im Depot zu finden, sollten weniger nach formal-ästhetischen Kriterien als vielmehr nach inhaltlichen Gesichtspunkten beurteilt werden. Dazu benötige man aber auch Unterlagen, wann und unter welchen Aspekten Kunst von der Stadt ab 1941 unter Federführung von Heiner Dikreiter erworben wurde. Übrigens hatte diese Ankaufspolitik Nachwirkungen bis in die 60er Jahre. Wünschenswert ist zu diesem Fragenkomplex eine Ausstellung mit begleitender wissenschaftlicher Publikation, wobei hier Kunstwerke der NS-Zeit in Würzburg denen „anderer“ Künstler gegenübergestellt werden sollten. Damit käme man auch zu einer Neubewertung bekannter Namen. Diese Bürgerwerkstatt „Erinnerungskultur“ war nur der Anfang. Sie soll in weiteren Aktionen fortgesetzt werden in der ersten Jahreshälfte 2011 und so Geschichte in und um Würzburg erlebbar machen. ¶



Erstellte das Konzept für die Bürgerwerkstatt: Bettina Keß.
Foto: Weissbach

... was denn nun?

Fragen zur „Bürgerwerkstatt Dialog Würzburger Erinnerungskultur“
Die erbetene Herausforderung der Stadt

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Sind Bauernkrieg (ab 1524), die Regierungszeit von Julius Echter (1573 – 1617), die Amtszeit des liberalen Bürgermeisters Wilhelm Joseph Behr (1821 – 1832), die NS-Zeit (1933 – 1945) wirklich nur beliebig auffindbare Episoden der Würzburger Stadtgeschichte? Hätten nicht wenigstens der heilige Kilian (um 640 – 689) und Walther von der Vogelweide (um 1170 – ca. 1230) so herausgehobene Bedeutung, um sie ebenfalls einer ad hoc installierten „Bürgerwerkstatt Erinnerungskultur“ zur Kurzweil anheimzustellen? Aber: Verfehlt nicht eine solche Initiative von vorneherein ihren hohen Anspruch, die Formen des Erinnerns kritisch zu beleuchten und zu beurteilen, wenn sie vermeintlich sachlich, in einer merkwürdigen Melange aus Hervorhebung und Nivellierung so tut, als wäre gleichermaßen Desiderat, etwas über das ja durchaus wissenswerte Wirken eines fortschrittlichen Bürgermeisters im 19. Jahrhundert wie über das auf jeden Fall zu wissende Wirken der Nationalsozialisten vor rund siebzig Jahren zu erfahren? Geht es in Sachen „Erinnerungskultur“ allen Ernstes um den Bauernkrieg oder um die lange Anwesenheit der Amerikaner in der Stadt oder ummüht man mit solcher Diversifikation der Bastelanregungen nur betulich, worum es eigentlich geht, das aber selbst 65 Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft womöglich mancher Würzburger aus verschiedensten Gründen so genau gar nicht wissen bzw. veröffentlicht wissen möchte? Hätte man sich nicht auch deshalb im Vorfeld wenigstens des Begriffes „Erinnerungskultur“ versichern sollen?

Was meint eigentlich „Erinnerungskultur“?

Intrikaterweise meint dieser Begriff nicht einfach die sozial geregelten Formen des Umgangs einer Gesellschaft (oder Gemeinschaft oder Gruppe) mit ihrer Vergangenheit, so daß man ihn arglos auf alles richten könnte, was nach welchen Kriterien auch immer mit eben dieser in kausaler, chronologischer, onto- oder phylogenetischer Beziehung steht, sondern fordert in seinem subjektiven bzw.

individualistischen Bestandteil (Erinnerung) eine direkte Anbindung an konkrete Erfahrung. Mit seinem objektiven bzw. kollektivistischen Bestandteil (Kultur) hingegen wird, im besten Falle auf der Grundlage eines breiten Konsenses, der Rahmen für die Formen festgelegt, in denen diese „Erinnerungen“ zu öffentlichem Leben werden können bzw. dürfen, sei es in (ritualisierten) Feiern, sei es in öffentlichen Diskussionen, Reden, Publikationen und schließlich Gedenkstätten und Denkmälern. Im Gegensatz zu dem von der sozialen Gedächtnisforschung geprägten Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ ist „Erinnerungskultur“ ein normativer Begriff, und er macht überhaupt nur als solcher Sinn. Für die Gründerväter der Gedächtnisforschung wie Friedrich Nietzsche, Aby Warburg oder dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs muß das Individuum in seiner Erinnerung auf Anhaltspunkte Bezug nehmen, „die außerhalb seiner selbst liegen und von der Gesellschaft festgelegt worden sind“ (Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen, Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010), was Kerngedanke beider Begriffsbildungen ist.

Jedoch meint „Erinnerungskultur“ – der Begriff wurde in Anlehnung an Aby Warburgs „Erinnerungsgemeinschaft“ überhaupt erst in den 1980er Jahren allgemein gebräuchlich und fand dann in den 1990er Jahren auch Eingang in die Wissenschaftssprache, wo er vor allem im Plural auf eine deskriptive Verwendung eingeengt wurde – im gesellschaftspolitischen Kontext in der Hauptsache Gebote, Verbote und Tabus. (Das Verbot der Leugnung des Holocaust ist ebenso Bestandteil unserer Erinnerungskultur wie das Verbot der Verwendung des Hakenkreuzes.) In demokratischen Gesellschaften sollten derlei Festlegungen Ergebnis öffentlicher Diskurse sein. In Deutschland und Österreich, in modifizierter Weise in fast allen europäischen Ländern und seit geraumer Zeit, vor allem durch den Beitrag des iranischen Präsidenten Ahmadinedschad zum Nahostkonflikt auch weltweit, steht der Holocaust,

die Verfolgung und Ermordung von Millionen Juden im Zentrum von Erinnerungskultur. (Eine Bedeutungserweiterung erfährt der Begriff inzwischen allerdings insofern, als andere Fälle von Völkermord und politisch organisierter Verfolgung und Ermordung von Minderheiten und Oppositionellen etwa in der Türkei, Ruanda, Sudan oder im einstigen sowjetischen Machtbereich berücksichtigt werden bzw. werden sollen.) In

ist, da die über Jahrzehnte „eingespielten“ Formen unseres Gedenkens zumindest anfangs maßgeblich von den Siegermächten bestimmt wurden. Seien es die Führungen für Deutsche durch das Konzentrationslager Dachau unmittelbar nach der Befreiung, seien es die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, die zunächst von vielen Deutschen als Ausdruck von Siegerjustiz „hingenommen“ wurden, die aber inzwischen



Bürgerwerkstatt bei der Arbeit: Die Leiterin des Kulturspeichers, Marlene Lauter (rechts vorne), erklärt NS-Kunst. Willy Dürnnagel (links vorne) war übrigens einer der wenigen Stadträte, die sich für die Bürgerwerkstatt, die sich vor allem an junge Bürger wandte, also: an geistig junge Bürger, interessierte. In der Mitte unten: Prof. Christoph Zuschlag, Fachmann für NS-Kunst, Uni Koblenz.

Deutschland bezieht sich Erinnerungskultur praktisch ausschließlich auf den Holocaust (und nur in einer leicht zu mißdeutenden Weise beispielsweise auf die Zerstörung von Städten wie Dresden oder Würzburg durch die alliierten Streitkräfte am Ende des Zweiten Weltkrieges). Und in Deutschland ist mit guten Gründen besonders ernsthaft geradezu kodifiziert, was und wie bzw. wie nicht „erinnert“ werden kann, darf, soll. Allerdings ist auch klar, daß der unserer Erinnerungskultur zugrundeliegende, auf Fakten (wie Andre Glucksmann vor einiger Zeit in einem Essay in Le Monde hervorhebt) basierende, demokratische Willensbildungsprozeß in mancherlei Hinsicht immer noch nachzuholen

als im echten Sinne demokratisch (wie rechtlich) legitimiert angesehen werden – jedenfalls vom noch immer größten Teil der Deutschen. Zweifellos hat diese zunächst „erzwungene“ Erinnerungskultur, die, wenn auch oft als mangelhaft empfundene, dennoch von vielen ernsthaft (aufrichtig) geleistete Aufarbeitung der NS-Vergangenheit wesentlichen Anteil daran, daß die Deutschen inzwischen wieder als akzeptable Mitglieder der Weltgemeinschaft gelten – noch in den 1960er Jahren konnte es selbst den „Nachgeborenen“ im Ausland passieren, mit „Heil Hitler“ abfällig begrüßt und beschimpft zu werden. Ebenso steht wohl außer Zweifel, daß unsere

Erinnerungskultur durch das stete Voraugenhalten der NS-Verbrechen auch eine Schule demokratischen Denkens war, ist und bleiben sollte. Es ist das Mindeste, das man den Opfern unserer direkten Vorfahren schuldet, dafür Sorge zu tragen, daß derartiges nie wieder geschieht. Aber es ist nach wie vor ungeklärt, ob der Holocaust „nur“ ein Betriebsunfall der Moderne war oder deren innere Konsequenz. Ob der Genozid am jüdischen Volk ein Versagen der deutschen Geschichte, ein singuläres Versagen des Zivilisationsprozesses oder eine notwendige Folge der Alleinherrschaft der instrumentellen Vernunft war und damit jederzeit wieder in ähnlicher Weise stattfinden könnte, wie dies die Autoren der „Dialektik der Aufklärung“, Horkheimer und Adorno, wie auch noch in den 1990er Jahren der englische Soziologe Zygmunt Baumann (Moderne und Ambivalenz, Hamburg 1992/2005) behaupten.

Was meint „vielfältige Impulse“?

Mit dem Sterben letzter Zeitzeugen freilich läuft „unsere“ Erinnerungskultur nun Gefahr zu einer leeren Formel zu verkommen, insofern die für ein kommunikatives Gedächtnis notwendige Anbindung an konkrete Erfahrung verloren geht. Bis zu einem gewissen Grad vermag wohl manche Form unserer Erinnerungskultur diese Anbindung virtuell herzustellen, sofern die historischen Fakten noch glaubwürdig vermittelt werden können und nicht von einem Berg gedankenloser Verharmlosungen, wohlmeinender Musealisierung oder gar – vor allem die „existenzielle Tiefe“ des jeweiligen Künstlers herausstellende – Ästhetisierungen zugeschüttet werden. Da liebt einer Hitler, andere tanzen das „Tagebuch der Anne Frank“, und in welcher Weise die NS-Zeit nur ein Kapitel unter anderen in der Geschichte einer Stadt Basis ihrer Identität ist, welche „vielfältigen Impulse“ eine „moderne Stadt“ auch aus diesem Kapitel ihrer „reichen Geschichte“ schöpft, wie es im Flyer zur „Bürgerwerkstatt Dialog Würzburger Erinnerungskultur“ heißt, sollte schon erklärt werden. Bedeutet etwa der Verweis darauf, daß es in der Geschichte der Stadt auch Positives gibt – als hätte daran jemand gezweifelt –, einem Monster zugute zu halten, daß es in seiner Lehrzeit auch mal eine gebrechliche, alte Frau über die Straße geführt oder gar den Pfarrer begrüßt hat? Leistet man wirklich einen wünschenswerten Beitrag zur Neujustierung unserer Erinnerungskultur, wenn man u.a. die Betrachtung eines oder einiger Aspekte der NS-Zeit auf die Stadtgrenzen beschränkt, im


festen Vertrauen darauf, daß die Gaskammern woanders standen? Man sollte solche Fragen nicht als „vorgehaltene Moralpistole“ (Marcel Reich-Ranicki) oder als beanspruchte Deutungshoheit mißverstehen. Selbst wenn hier bisweilen moralisch argumentiert wird, stellt dies doch nur einen Appell dar, nicht alles, was postmodern möglich ist, auch zu tun, und wenn, dann überlegter. Eine Bürgerwerkstatt Erinnerungskultur sollte sich eben wirklich nur um das kümmern, was damit übrigens selbst von den Initiatoren ursprünglich (siehe: Würzburger Intelligenzblatt „KulturGut“ Ausgabe 2, 2010) auch gemeint war. Der hier vertretenen Auffassung von Erinnerungskultur jedenfalls geht es gerade nicht (höchstens noch in einem sachlich notwendigen Maße) um Anklage, Verurteilung, sondern um das, was oben als der funktionale Aspekt von Erinnerungskultur angeführt wurde. Wenn beispielsweise in der Bürgerwerkstatt Gruppe, die sich für die Kunstbestände des Kulturspeichers aus der NS-Zeit interessierte, das „Wirken“ des Künstlers und Gründers und langjährigen Leiters der Städtischen Galerie Heiner Dikreiter thematisiert wird und daraus der Auftrag erwächst, dessen Biographie genauer unter die Lupe zu nehmen, so ist das allenfalls noch insofern von Belang, als möglicherweise verhindert wird, daß er dereinst doch noch posthum zum Ehrenbürger erklärt wird. Man kann natürlich beständig weiter Fakten sammeln und das soll auch gar nicht als gänzlich sinnlos angesehen werden. Andererseits gilt die NS-Zeit längst als am besten erforschte Geschichte Epoche, nur dem Verständnis dessen, was da eigentlich passiert ist, hat man sich kaum angenähert. Dies womöglich auch deshalb, weil selbst das, was als halbwegs gesichert erkannt ist, unzureichend vermittelt und, wo dies möglich wäre, etwa politisch nicht umgesetzt wird. Beispielsweise weiß man seit langem von der merkwürdigen, ungleichen Wertschätzung von Architektur, Skulptur und Malerei aus der NS-Zeit. Während man die Malerei z.B. als „Schund“ abtut, obwohl man wissen könnte, daß man sich damit auf die Ebene der Nazis begibt, die mit solchen Wertmaßstäben die „entartete Kunst“ ausfindig gemacht haben, oder ihr (dieser Malerei) das Idyllische („Dekoration für Auschwitz“ / Klaus Staeck) als Stigma anheftet, das es doch gar nicht mehr gegeben hätte, obwohl man wissen könnte, daß etwa im Falle von Landschaftsmalerei nicht das Idyll (den Bauer, der mit Ochsespann pflügt, hat es noch in 1960er und 1970er Jahren gegeben), sondern die Konstruktion bzw. Gestaltung der Landschaft (siehe: David Blackburn: Die Eroberung der Natur.



Die Stellv. Leiterin des Kulturspeichers, Carola Schneider, zeigt ein Selbstporträt von Oskar Martin-Amorbach

München 2008) das entscheidende Ideologem ist, und „diesbezüglich“ ein Hermann Gradl vermutlich als nicht verwerflicher einzuschätzen wäre wie die heutigen Produzenten von Idyllen bzw. auch nur dekorativer Kunst, die Veranstalter von Mittelalterfesten oder die Macher von Kitschsendungen im Fernsehen. Auf der anderen Seite grast im Husarenwäldchen eine heilige Kuh (in Gestalt eines Kriegerdenkmals von Fried Heuler), der man allenfalls ein Schildchen umzuhängen gewillt scheint: „Vorsicht! Produziert gefährliche Gedanken“ (Zugegeben, das wäre auch schon was) oder so ähnlich, obwohl man gerade an den von den Nazis geschätzten Skulpturen sehr präzise, vielleicht in Ermangelung einer kohärenten Faschismustheorie nicht gerade das „Faschistische“, wohl aber das im

Stil zum Ausdruck gebrachte Menschenverachtende aufzeigen könnte (siehe: Klaus Wolbert: Die Nackten und die Toten des Dritten Reiches. Gießen 1982). Eine von Fachleuten unterstützte, ernsthafte Bürgerwerkstatt – deren Tätigkeit übrigens auch protokolliert werden sollte – könnte durchaus einen Beitrag dazu leisten, (was der Wissenschaft bislang nicht gelungen ist) zu erklären, wie ein von der Bevölkerung mehr als nur gebilligtes Drittes Reich möglich war, wie es geschehen konnte, daß im Namen dieses Reiches skrupellos Millionen Menschen, Juden, Behinderte abgeschlachtet wurden. Danach oder, wenn es denn sein soll, auch daneben, kann man sich mit einer weiteren Bürgerwerkstatt ruhig um die Stadtgeschichte kümmern. ¶



Familienplanung mit der Nähmaschine

Ausstellung „PlanSpiel“ zum Kunstpreis der Stadt Marktheidenfeld im Franck-Haus

Text und Fotos: Frank Kupke

Familienplanung III C. Weinkauff 2010

Im Franck-Haus in Marktheidenfeld ist derzeit die Ausstellung mit dem Titel „PlanSpiel“ zu sehen. So lautet nämlich das Thema des Kunstpreises der Stadt Marktheidenfeld, der seit 1998 alle zwei Jahre vergeben wird. Von den insgesamt 65 Arbeiten, die 45 Künstlern in der vorgegebenen Technik, Zeichnung, eingereicht hatten, hat die Jury 31 Werke von 26 Künstlern ausgewählt. Diese Arbeiten stehen in der engeren Wahl und werden nun bis zum 12. Dezember, dem Tag der Finissage, im Franck-Haus präsentiert. Vergeben werden der mit 1500 Euro dotierte Jurypreis und der mit 500 Euro dotierte Publikumspreis, über dessen Vergabe die Ausstellungsbesucher mittels Stimmabgabe entscheiden können. Der Jury, die den anderen Preis vergibt, gehören die Direktorin des Museums im Kulturspeicher Würzburg Marlene Lauter, ferner von den Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt Andrea Brandl, die Kunstpreisträgerin 2008 der Stadt Marktheidenfeld Ulrike Scheb, die Erste Bürgermeisterin von Marktheidenfeld Helga Schmidt-Neder und der Vorsitzende der Volkshochschule Marktheidenfeld Dr. Leonhard Scherg an. Das schlüssige Konzept der auf drei Ebenen zu sehenden Ausstellung schuf, wie bereits die Male zuvor, der Würzburger Künstler Akimo alias Achim Schollenberger. Angeregt wurde das Thema „PlanSpiel“ durch den Bezug des neuen Marktheidenfelder Rathauses und die Neugestaltung des ehemaligen Mälzereigeländes.

Vor diesem Hintergrund zeigen die ausgestellten Arbeiten eine erstaunliche Bandbreite bei der Umsetzung des Themas. Manche tun das Nahe-liegendste und greifen den städteplanerischen Gedanken phantasievoll auf. Etwa Norbert Komorowski mit seinem U-Bahn-Aufriß für Marktheidenfeld, Wiltrud Kuhfuss mit „Urbane Stadt“, Wolfgang Dehm mit „Alte Häuser“, Frank Dimitri-Etienne mit „Kawakawa-Belfast“ oder Jürgen Hochmuth mit „Musterhaus 18/95“.

Bei anderen ist das Spielerisch-Verspielte zentral. So in den Setzkasten-Kompositionen von Werner Thein und dem Malen-nach-Zahlen von Markus Stöger, bei dem eine imaginäre Verbindungslinie zwischen den Zahlen freilich das Bild einer Kalaschnikow entstehen läßt. Das ist skurril. Provokant hingegen ist die Zeichnung von Michael Kraus. Darauf ist der von historischen Fotos bekannte Eingang zum KZ Auschwitz abgewandelt. Statt des Schriftzuges „Arbeit macht frei“ ist hier über diesem Tor zur Hölle der Moderne zu lesen: „Integration macht frei“. Der Titel „Integration statt Isolation“ kann der eindeutigen Bildaussage nicht die politische Spitze nehmen. Ganz anders, nämlich humorvoll

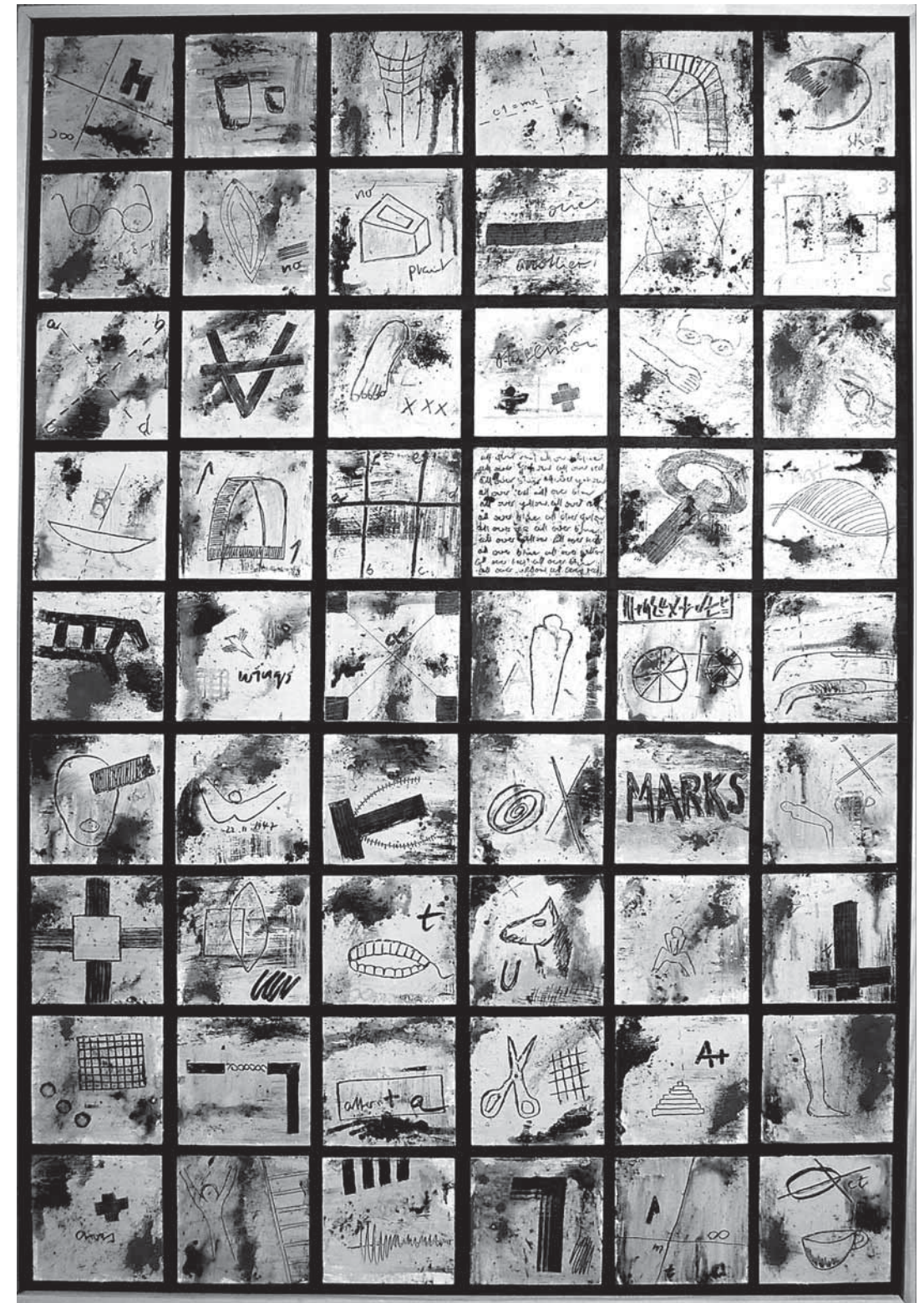
kommt die dreiteilige Arbeit „Familienplanung“ von Gabi Weinkauf daher. Bild eins zeigt eine Damenunterhose auf einer Wäscheleine. Auf Bild zwei kommt eine Herrenunterhose dazu. Und auf Bild drei noch zwei Kinderhosen. Das Ganze ist mittels unterschiedlicher Nähstiche mit der Nähmaschine auf Bütteln genäht, was zum einen der Sache angemessen ist, zum anderen aber dem Triptychon eine feine ironische Note verleiht. Eine gewisse Nähe zum „Haus vom Nikolaus“ von Gudrun Quitzau ist unübersehbar.

Leicht und unbeschwert sind die „Papiervögel“ von Susanne Jost und die zweiteilige, buchstäbliche eine Geschichte erzählende Arbeit „Träume können fliegen“ von Renate Ruschin. Das Wechselspiel von Spielregeln und Machtspielchen beleuchten die Werke von Hartmut Natterer und Claudia Simon-Mader. Beide greifen die Marionetten-Metapher auf, Gunter Schmidt hingegen den Bereich Brücke.

Surreal-Verspieltes schufen Kathrin Feser mit „Eine Schnur“, Helmut Droll mit „Planspiel Sirenenengesänge“ und Alfred Strahlheim mit „Raumeindruck“. Frei assoziativ präsentieren sich hingegen die gewichtigen Arbeiten „Fragmente“ von Roland Schaller, „Stadt Positionen“ von Mechthild Hart und das große Wandobjekt „Planspieler“ von Gerd Kanz. Mit Witz und ein wenig an die britische Pop Art der 60er Jahre erinnernd: so zeigt sich Michael Doerr mit seinem Werk „Der Teufel steckt im Detail“. Teilweise Vergleichbares ist auf den Serien und Einzelwerken von Anita Tschirwitz, Linde Unrein, Sebastian von Papp und den dramatisch kontrastreichen Arbeiten von Heinz Vollmer zu sehen.

So reicht die künstlerische Palette der Arbeiten im Franck-Haus in Marktheidenfeld vom klassisch-modernen Abstrakten bis zum postmodern-naturalistisch Figurativen. Daß das Porträthafte, der künstlerisch erfaßte Einzelmensch als Thema im Grunde nicht vorhanden ist, ist zweifellos ein Ergebnis der thematischen Vorgabe. Freilich finden sich immer wieder menschliche Figuren. So etwa in den bei aller Fragmentierung schmissig und gekonnt durchgestalteten Akten auf dem Werk von Roland Schaller. ¶

Öffnungszeiten: mittwochs-samstags 14-18 Uhr, sonntags und feiertags 10-19 Uhr. Bis 12. Dezember. Franck-Haus, Untertorstraße 6, Marktheidenfeld. Eintritt frei. Schulklassen auch außerhalb der Öffnungszeiten nach Anmeldung unter Tel. (09391) 500466 oder (09391) 81785. Weitere Infos im Internet unter <http://stadt-marktheidenfeld.de>
Zur Ausstellung ist ein Katalog mit Statements und Biographien der Künstler vor Ort erhältlich.



Werner Thein: „Zeichenplan“



Lichtblick

Infos zum Kino Programm etc. unter
www.central-programmkino.de

Text und Foto: Achim Schollenberger

Licht aus, Film ab. Nach gut einem Jahr der Planung und Arbeit hat Würzburg wieder ein Programmkino. Vor Jahresfrist hatten die „Italienischen Filmtage“ den Abgang des Corso Kinos eingeleitet, jetzt wurde durch diese Veranstaltungsreihe das Programmkino Central in der Aula des ehemaligen Mozart-Gymnasiums in der Hofstraße eröffnet. Mit einem ausverkauften Haus hätte der Start nicht besser sein können.

250 Genossen haben dieses kleine Wunder mit einer Einlage von jeweils 100 Euro ermöglicht,

dazu gesellen sich noch gut 100 weitere Personen, die mit tatkräftigem Einsatz dafür sorgen, daß das genossenschaftseigene Kino am Laufen bleibt. Hoffen wir, daß die Begeisterung der Cineasten für ihr „provisorisches“ Central ungebrochen bleibt und das künftige Filmprogramm die Erwartungen erfüllt. Dann könnte das kleine Kino eine echte Erfolgsgeschichte werden, und auch dafür stehen, daß Enthusiasten mit Hartnäckigkeit und Engagement ihre Träume verwirklichen können. ¶

KunstKunsth HandwerkDesign

Siebte Messe „Fine A.R.T.S. - Zeitgenössisches Kunsthandwerk & Antiquitäten“

Text und Foto: Frank Kupke

Daß aktuelle Kunst, erlesene Antiquitäten, neuste Design-Trends und solides Kunsthandwerk schon längst keine Gegensätze mehr sein müssen, bewies die Messe „Fine A.R.T.S. - Zeitgenössisches Kunsthandwerk & Antiquitäten“ im Würzburger Kulturspeicher. Die Besucherzahlen lagen – wie die letzten Male – bei um die 5000 Leuten. Die Abendprogrammunkte, speziell die Eröffnung und der Samstagabend waren insgesamt sehr gut besucht. So ist Jürgen Geisel, Vorsitzender des veranstaltenden „Vereins für Kunst und Geschichte in Nordbayern e. V.“ mehr als zufrieden.

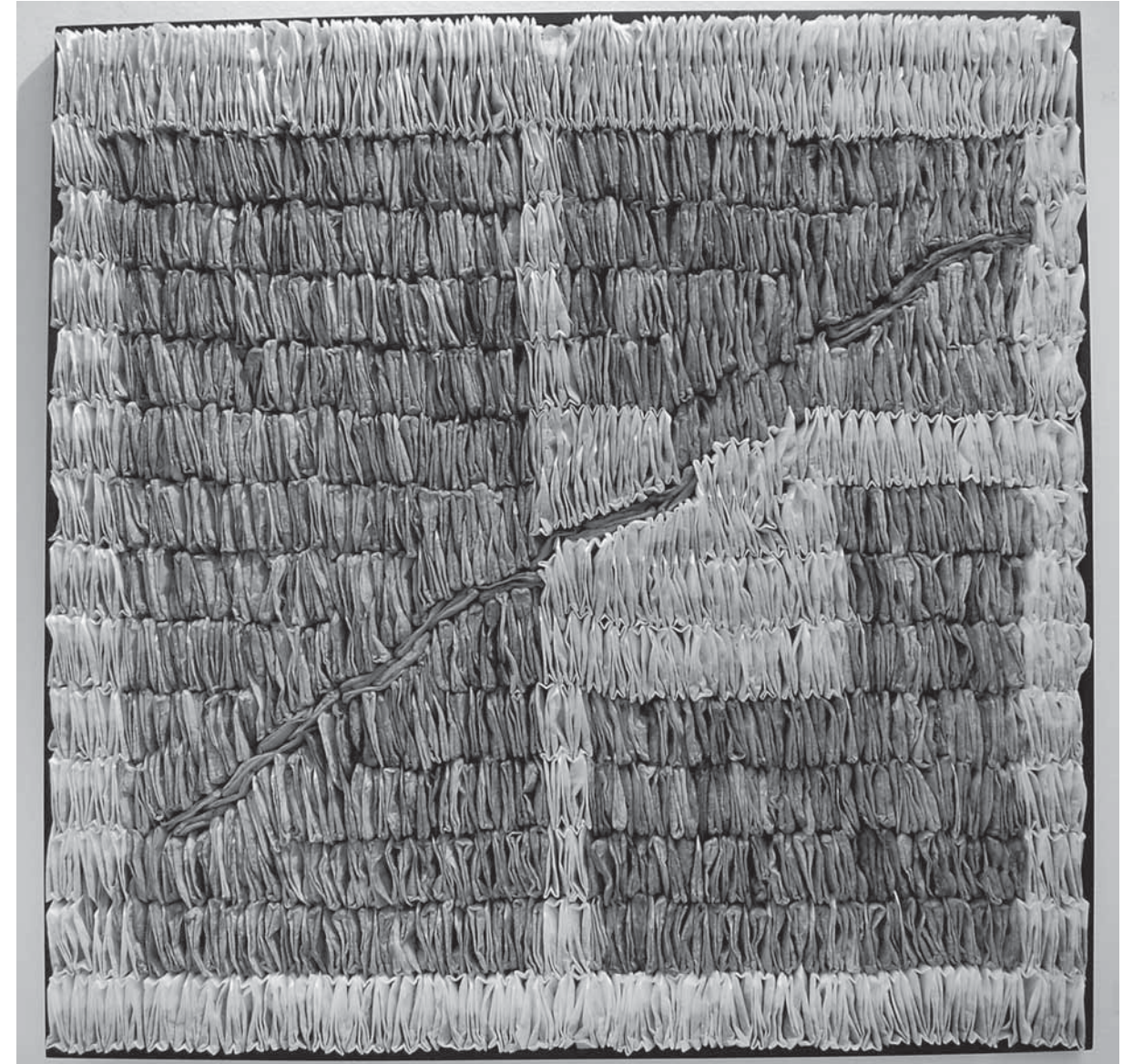
Kein Wunder. Schließlich war schon allein das Drumherum diesmal so üppig wie noch nie. Die Ausstellung, die alle zwei Jahre stattfindet und jetzt bereits zum siebten Mal auf die Beine gestellt wurde, zeigte sich dieses Jahr um 25 Prozent vergrößert. Mit 45 Ausstellern war die Zahl derer, die ihre Arbeiten und ihr Können drei Tage lang in Würzburg präsentierten, nochmals gewachsen. Außerdem ist die Fine A.R.T.S. zusehends für Aussteller aus ganz Deutschland attraktiv. So kamen sie unter anderem sogar aus Berlin, Stuttgart und Pfaffenhofen.

Natürlich durften die kreativen Köpfe und Hände der Region nicht fehlen. Da gab es etwa edles Schmuckdesign mit genauso prächtigen wie seltenen Mandaringranaten, Turmalinen und braunen Diamanten bei Markus Engert. Wie der Würzburger Gold- und Silberschmied erläuterte, sind die Vorkommen einiger dieser Edelsteinarten so gering gewesen, daß sie derzeit nirgends mehr auf dem Globus abgebaut werden. Es gibt von einigen schlichtweg keine Fundorte mehr. Die ungewöhnlichen Farben dieser Steine kommen im übrigen durch die eingelagerten unterschiedlichen oxidierten Metalle zustande. Die Winterhausener Silberschmiedin Josephine Lützel präsentierte

dagegen elegant durchgestaltetes Tafelgerät, Unikate und Kleinserien. In den Anblick von durch die schier endlose Anzahl von hauchdünnen Schellackschichten glänzenden antiken Möbel konnte man sich beim Würzburger Restaurator Jürgen Geisel verlieben. Avantgardistisch mit einem leisen Hauch von Ironie zeigten sich die Arbeiten des Würzburger Künstlers Walter Bausenwein. Seine Werke „Teebeutel“ setzten sich aus dicht an dicht gereihten Teebeuteln zusammen. Hierbei spielt Bausenwein mit den unterschiedlichen Brauntönen der Teebeutel, die sich daraus ergeben, ob sie noch ganz jungfräulich sind, als seien sie gerade erst der Packung entnommen worden – dann sind sie fast weiß – oder ob sie bereits zur Teezubereitung verwendet wurden – dann sind sie in unterschiedlichen Graden braun gefärbt, je nachdem, wie lange man den Tee ziehen ließ. Durch wohlüberlegte Anordnung kommen die optischen Reize der seriellen Teebeutel und das in ihnen verborgene Ausdruckspotential voll zur Geltung. Werke von phänomenaler Suggestivkraft sind so entstanden.

Und in ihrem gemeinsamen Präsentationsraum gingen die Bildwerke von Margreth Hirschmiller-Reinhard aus Reichenberg und die Plastiken von Lilo Emmerling aus Würzburg eine sehr gelungene Symbiose ein. Gleiches galt auch für die Arbeiten der Würzburger Künstlergruppe „Malerfürstentum Neu-Wredanien“. So trug hier beispielsweise Angelika Summa in ihrem Objekt „Geisteshaube“ die Spannung zwischen dem geschweißten Draht als Material und der übergeordneten Kugel als Form gleichermaßen filigran wie monumental aus. Akimos Wandobjekt „Ständig schiebt mich irgend jemand hin und her“ kommt mit einem Augenzwinkern daher, während Wolf-Dietrich Weissbach mit seinen großformatigen Fotoserien subkutanen Strukturen in der Natur nachspürte. An graphisch notierte

Walter Bausenwein: „T 13 Teebeutel“



musikalische Kompositionen erinnerten die neuen Arbeiten von Brigitte Hausner, deren Werke geradezu nach einer akustischen Umsetzung rufen.

Es waren nicht die einzigen Arbeiten auf der diesjährigen Fine A.R.T.S., die eine beachtliche Nähe von bildender Kunst und Musik vor Augen führten. Da war es nur logisch, daß es im Rahmenprogramm nicht nur eine Modenschau und Fachvorträge, sondern auch ein feines Konzert mit der Sopranistin Ute Volkert und dem Pianisten Dominik Tremel gab. Auf diese Weise wurde der Kulturspeicher mit der Fine A.R.T.S. über zwei Stockwerke zum

Gesamtkunstwerk, in dem die unterschiedlichsten Präsentationen harmonisch zusammenspielten.

Erstaunlich gut fügten sich etwa die urbanen und mondänen Bilder des gebürtigen Bremers Moritz Hasse in das Ambiente der Ausstellung aus Innenarchitektur, Schmuck und Antiquitäten ein. Selbstverständlich fehlte es nicht an Kuriosem, etwa einem neun Meter langen, aus dem Stamm eines Bubinga-Baumes gefertigten Massivholz-Tisch von mehr als einer Tonne Gewicht, den der Designer namens „Bin so frei“ schuf. ¶

Kissinger KlavierOlymp

Rembrandt-Ballett von Herbert Nauderer in Schweinfurt

Von Renate Freyisen

Ursprünglich hieß die Veranstaltung „Kissinger Klavierolympiade“. Jetzt, aus urheberrechtlichen Gründen, treffen sich junge Tasten-Talente zum KlavierOlymp – vom Wettbewerb ist die Konzertreihe also zum Göttergipfel aufgestiegen. Was auch einen gesteigerten Anspruch mit sich bringt. Doch wird dieses Kräftemessen der Pianisten-Stars der Zukunft den Erwartungen, damit den Grundstock für eine Karriere zu legen, auch gerecht? Sind hier „göttergleiche“ Leistungen zu beobachten in den vier Oktobertagen? Zum achten Mal hatte die Kissinger Intendantin Kari Kahl-Wolfsjäger

junge Tastenkünstler eingeladen. Schon die Auswahlkriterien haben es in sich: Für den Kissinger KlavierOlymp kann man sich nicht bewerben. Dafür muß man bestimmte Voraussetzungen erfüllen, muß zwischen 17 und 23 Jahre alt sein und schon bei internationalen Wettbewerben erfolgreich gewesen sein. Als Preis für die Teilnahme winkt ein Auftritt beim Kissinger Sommer und, vielleicht, der Sprung auf die Konzertpodien der Welt. Das haben in den Vorjahren schon ein paar geschafft, so Martin Stadtfeld, Kit Armstrong, Martin Heimchen oder Igor Levitt. Abzuwarten bleibt auch, ob sich durch die Verbindungen der fünf Juroren förderliche Beziehungen aufbauen lassen. Immerhin gehören dazu zwei einflußreiche Journalisten überregionaler Zeitungen und ein Vertreter eines wichtigen Labels. Bei der Preisverleihung nach dem gut besuchten Abschlußkonzert aller Bewerber bleiben aber Zweifel am Erfolg beim KlavierOlymp. Denn einerseits wird betont, daß die Platzvergabe gar nicht so entscheidend sei, andererseits möchte wohl jeder Mitwirkende prämiert werden. Was bedeutet dann dieses Klavier-Gipfeltreffen wirklich? Sicherlich ist es eine Bereicherung und Aufwertung der Kissinger Festival-Aktivitäten und auch eine preiswerte Garantie für das Auftreten junger Talente. Außerdem bietet es die Gelegenheit für alle Piano-Fans, beliebte und auch weniger bekannte Stücke zu hören. Zu



Behzod Abduraimov Foto: hand out



Nareh Arghamanyan Foto: hand out

begrüßen ist jedenfalls, daß dieser Klavierwettbewerb ohne eigentlichen Wettbewerbscharakter von Kissinger Bürgern finanziert und begleitet wird. So nimmt es auch nicht wunder, daß der Publikumspreis unter „regionalen“ Gesichtspunkten vergeben wurde, an den in der Kurstadt durch mehrere frühere Auftritte beim Kissinger Sommer bereits bekannten russischen Pianisten Alexey Grigoryev, einen eher blaß wirkenden 21jährigen. Er brachte beim Schlußkonzert Chopins Phantasie f-moll op. 49 und die Grande Polonaise brillante Es-Dur op. 22 zum Vortrag, erstere eher introvertiert, gleichmäßig, mechanisch fortlaufend, ein wenig steif, wenig farbenreich nuanciert. Beim ersten Satz der Polonaise fehlte ein wenig die innere Spannung, bei der Polonaise legte er den Akzent auf Brillanz und Fingerfertigkeit. Daß der usbekische Pianist Behzod Abduraimov den „Olymp“ gewann, ging bei der Leistungsdichte der Pianisten-Hoffnungen in Ordnung. Aber, wie die Intendantin hervorhob – die Jury sei sich bei der Bewertung nicht einig gewesen. Auch die Zuhörer waren bei der Verkündung des Urteils doch ein wenig überrascht. Allerdings präsentierte sich der hochgewachsene 18jährige,

derzeit in Kansas City studierend, in Bestform. Zwar ging er Beethovens Klaviersonate Nr. 7, op. 10/3 etwas zu laut, zu schnell an, aber dann fand er sich gut ins melancholische Hauptthema, konnte mit variablen Färbungen und schlüssigen Entwicklungen aufwarten und beeindruckte des weiteren mit butterweichen Läufen. Das Glöckchen in „La Campanella“ von Liszt konnte man hier hell klingeln hören, und so steigerte er sich immer mehr zu meisterhafter Virtuosität und furioser Spannung, gab die „Carmen-Fantasy“ nach Bizet von Horowitz als mitreißenden, oft düsteren Spannungsbogen. Der 21jährigen Armenierin Nareh Arghamanyan wurde der 2. Preis zugesprochen. Die elegante Pianistin scheint vor allem das Leidenschaftlich-Wilde zu lieben, zu beobachten in Liszts Ballade Nr. 2 h-moll. Abgründig Bedrohliches, Aufgewühltes, kaum gebändigt Stürmisches fand Platz neben Ernstem, Gefühlvollen, Träumerischen bis zum fast wehevollen Ende. Auch bei Rachmaninoffs Klaviersonate Nr. 2 op. 36 bewährte sich ihr kraftvoller Zugriff, eher imponierend als wirklich berührend – ein gebremster Vulkan. Den 3. Preis erhielt der Älteste im Feld, der in Hongkong geborene 23jährige Kanadier Avan Yu; sein Vortrag bekam am meisten Beifall, weil er schon bei Chopins Barcarole op. 60 mit weich-flüssigem Anschlag, leuchtenden Klangbögen und feinsten Glissandi gefiel und dann bei Ravels „Jeux d'eau“ die glitzernden und schwellenden Wasserspiele geradezu plastisch illustrieren konnte. Mächtig beginnend danach Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 12; es folgten schicksalhafte, heitere und tänzerische Momente, ohne daß bei den virtuosen Tasten-Kaskaden glänzende Klangfarben vergessen wurden. Auch der Jüngste im Teilnehmerfeld, der 17jährige Koreaner Myeong-Hyeon Kim zeigte großes Können, so bei Chopins Ballade Nr. 1 op. 23, wo er große innere Steigerungen entwickelte und dem Ganzen eine träumerische Note verlieh; sehr pointiert ging er dann die Paganini-Variationen op. 35/1 von Brahms an und meisterte die pianistischen Schwierigkeiten souverän. Vielleicht hätte sich die 19jährige Danae Dörken aus Wuppertal nicht gerade die Klavierstücke op. 118 von Brahms aussuchen sollen; sie verlangen etwas mehr Differenzierung. Die attraktive Pianistin gab zwar jedem der sechs Sätze einen eigenen Charakter, doch vieles klang ähnlich und besaß wenig innere Entwicklung; dafür überraschte sie mit imposanten und poetischen Momenten. Doch all das zählt beim Sprung in die Karriere nicht viel: Da sind die Gesetze des Marktes entscheidender, und die richten sich nach den Möglichkeiten medialer Vermarktung. ¶

Musikalisches Gebet

Der Würzburger Monteverdichor und die Seligsprechung von Pater Georg Häfner

Text und Foto: Frank Kupke



Matthias Beckert dirigiert den Monteverdichor und die Mainphilharmonie Würzburg bei der Würzburger Erstaufführung von César

Francks „Die Seligsprechungen“ in der Würzburger Neubaukirche.

Matthias Beckert ist sich sicher: „Unsere Gebete wurden erhört.“ Der Dirigent meint damit die von ihm geleitete Würzburger Erstaufführung von César Francks „Die Seligsprechungen“ im Juli dieses Jahres in der Neubaukirche. Und diese Erstaufführung erfolgte ausdrücklich „für Pfarrer Georg Häfner und Pater Engelmar Unzeitig“, wie es auf den Plakaten hieß. Am 8. September wurde nun bekanntgegeben, daß der Würzburger Pfarrer Georg Häfner am 15. Mai 2011 seliggesprochen wird. Bei den beiden katholischen Geistlichen handelt es sich um zwei Märtyrer-Priester, die – wie es auch auf den Flyern weiter hieß – „aus Nächstenliebe ihr Leben im Konzentrationslager Dachau verloren“. Das

Verfahren zur Seligsprechung von Pfarrer Georg Häfner (1900-1942) und Pater Engelmar Unzeitig (1911-1945) durch den Vatikan war schon seit längerem in die entscheidende Phase getreten. Die Nachricht, daß Pfarrer Häfner seliggesprochen wird, hat Beckert mit Freude aufgenommen. Wie Beckert sagt, wird der Monteverdichor Würzburg am Tag der Seligsprechung, dem 15. Mai 2011, in der Neubaukirche Würzburg um 17 Uhr Franz Liszts „Christus“ mit den Seligsprechungen singen. Die inhaltliche Nähe des tief empfundenen religiösen Gehalts von César Francks Komposition – sie hat die Seligsprechungen aus der Bergpredigt zum Kern – zu der Grundhaltung, aus der heraus Pfarrer Georg Häfner und Pater Engelmar Unzeitig handelten

und ihr Leben hingaben, war bei der Würzburger Erstaufführung des Werkes unüberhörbar. Bereits vor der Erstaufführung hatte Beckert gesagt, daß das Konzert für den Monteverdichor und für den Chorleiter persönlich „von großer Bedeutung“ war. „Es ist unser musikalisches Gebet, den Prozeß der Seligsprechung zu unterstützen, und die Chance für die Konzertteilnehmer, den zwei Priestern näherzukommen.“ Das Gelingen der César-Franck-Erstaufführung war das Verdienst der sieben hervorragenden Gesangssolisten Alexandra Steiner (Sopran), Barbara Bräckelmann (Mezzosopran), Sonja Koppelhuber (Alt), Alexander Evanof (Tenor), Tobias Rathgeber (Tenor), Jens Hamann (Bariton), Johannes Weinhuber (Baß), der Mainphilharmonie

Würzburg – aber vor allem war es das Verdienst des beeindruckenden Chores und seines Leiters, der es wie ein Motivator verstanden hat, die rund 100 jungen Leute für die Sache zu begeistern. Der Chor sang eine deutsche Fassung, weil die Textverständlichkeit allen Beteiligten ein wichtiges Anliegen war. So konnte eine Passage wie „Barmherzigkeit bringt des Himmels Seligkeit“ seine textlich-musikalische Kraft voll entfalten. Sicher erreichte der Monteverdichor mit musikalischen Mitteln bei der Erstaufführung nicht nur die Ohren, sondern auch die Herzen der Menschen für die Botschaft der Bergpredigt, für deren praktische Umsetzung die beiden Märtyrerpriester Georg Häfner und Engelmar Unzeitig als leuchtende Beispiel bis heute dastehen. Die Urne mit der Asche von Pater Unzeitig befindet sich im übrigen in der ersten Seitenkapelle der Mariannahiller Herz-Jesu-Kirche.

Der Monteverdichor machte in den 17 Jahren seines Bestehens schon einige Male mit hochqualitativen Konzerten auf sich aufmerksam. Ein herausragendes Ereignis war hier für Beckert beispielsweise die Aufführung des 1936 von Franz Schmidt komponierten klanggewaltigen Oratoriums „Das Buch mit sieben Siegeln“ im Jahr 2008 – damals zum 15jährigen Bestehen von Monteverdichor und Ökumenischem Hochschulchor, wie der Chor früher hieß. Mit demselben Franz-Schmidt-Werk eröffnete der Monteverdichor heuer die Veranstaltungsreihe der Diözese Würzburg „Endspiel 2010 – Würzburger Apokalypse“. Ebenfalls 2008 konzertierte der Chor bei der Internationalen Bachwoche Stuttgart zusammen mit der Gächinger Kantorei und dem berühmten Bach-Collegium Stuttgart von Prof. Helmuth Rilling. Die Zahl von zwölf CD-Aufnahmen spricht eine deutliche Sprache. Kein Wunder, daß der Chor zahlreiche Ehrungen und Preise bekommen hat. 2007 erhielten Chor und Leiter die Kulturmedaille der Stadt Würzburg. Erst in diesem Jahr erlangte der Monteverdichor beim Deutschen Chorwettbewerb das Prädikat „sehr gut“, schaffte den zweiten Preis und zählt damit deutschlandweit zu den Spitzenchören. Der Chor will sich indes nicht lange auf seinen Lorbeeren ausruhen. Schließlich steht mit der „Weihnachtshistorie“ von Heinrich Schütz (1585 bis 1672) wieder ein Großprojekt an. Die Aufführungen sind am 4. und 5. Dezember. Der 1976 in Haßfurt geborene Matthias Beckert leitet den Chor seit zwölf Jahren. Seine Vorgänger waren Markus Detterbeck (1993 bis 1998), Christoph Dartsch (1996 bis 1997), Maria Scharnagl (1993 bis 1996) und Michael Stanzel (1992 bis 1993). ¶

Infos zum Monteverdichor im Internet unter www.monteverdichor.com

Goethe und Martin Walser am Fenster. Foto: Karin Rocholl



Ein liebender Mann

Walser-Uraufführung in Meiningen

Von Renate Freyeisen

Goethe ist anscheinend „in“, siehe den allseits beworbenen Goethe-Film. Was den aber ärgerlich macht, ist die filmschnittige Vermarktung, also die Abkehr von historischen Tatsachen um der schönen Bilder und der prickelnden Story willen. Anders dagegen die neueste literarische Bearbeitung der Figur. Da ist nur wenig geändert worden: Ein alter Mann, hochberühmter Literat, Diplomat und Gesellschaftslöwe, verliebt sich in ein sehr junges, hübsches Mädchen. Dieses, geschmeichelt von dessen geistreichen Galanerien, angetan von der Ausstrahlung des Dichtersfürsten, ist dem erotischen Flirt mit einem erfahrenen Mann keineswegs abgeneigt, erwidert die Neigung. Doch

die Mutter setzt dem sich anbahnenden Verhältnis ein Ende. Es handelt sich hier um den 74-jährigen Goethe und die 19-jährige Ulrike von Levetzow bei ihrer Begegnung in Marienbad – damals ein Skandal. Heute nun hat Martin Walser diesem letzten erotischen Abenteuer Goethes ein Denkmal gesetzt in seinem Roman „Ein liebender Mann“. Daraus ist auf Anregung des Meininger Intendanten Ansgar Haag ein Theaterstück entstanden. Unter seiner Regie hatte es nun in den dortigen Kammerspielen erfolgreich Premiere. Die Hauptfiguren agierten überzeugend, zwischen dem Gestern, den Annäherungen an die Goethezeit vorwiegend in den Kostümen, und dem Heute, sichtbar an der

Peter Bernhardt als Goethe Foto: Rolf Wegst



gemäßigten Stilisierung der Bühne, die als bewußt theatralischer Auftrittsort fungierte. Anfangs schaut das Publikum in einen weißen, lichten, schräg nach hinten versetzten Raum; seine Rückseiten lassen sich drehen, werden zu Spiegeltüren oder geben den Blick weiter frei. Und auch an den Seiten öffnen sich mit wenigen Handgriffen das Arbeitszimmer

von Goethe oder das Studierzimmer von Ulrike. So lassen sich Schauplätze andeuten, erhält das Spiel einen locker-unterhaltsamen Charakter. Zu dieser Stimmung trägt auch der Einfall bei, daß Goethes Diener Stadelmann hier, abweichend von der historischen Vorlage, als eigenständiger, humorvoll-hintersinniger Kommentator der Launen und

Verirrungen seines Herrn, wie Don Giovannis Diener Leporello, das Geschehen begleitet und dabei auch den Zitatenschatz der deutschen Klassik ein wenig auf die Schippe nimmt. Er führt in die Handlung ein und behält das letzte Wort. Für Goethe-Kenner bedeutet das Stück eine willkommene Wiederbegegnung mit bekannten Schöpfungen des Dichters unter neuen Aspekten; aber auch für den „Normalzuschauer“ erschließt sich das Geschehen leicht. Allerdings wird für ein solches Publikum der Konfliktstoff eine eher interessante Studie über die erotischen Wünsche und Frustrationen eines alten Mannes sein, wobei sich Parallelen zur Person des Autors Martin Walser irgendwie aufdrängen. Doch der entschärfte die Sache dadurch geschickt, daß er – wiederum entgegen den historischen Gegebenheiten – die junge Ulrike als ein emanzipiertes, aufgeklärtes, eigenwilliges Mädchen mit einem gewissen Widerspruchsgeist zeichnete, geprägt von ihrer Bildung in Straßburg, mit Interesse an technischen Neuerungen und anfangs ohne irgendeine Ahnung von Goethes Werk. Sie ist dadurch dem eher eingeleigten und ziemlich von sich eingenommenen Dichter- und Geistesheroen in gewisser Weise fremd und überlegen. Außerdem erfand Walser einen Briefwechsel zwischen Ulrike und Goethe, und Regisseur Haag ließ diese Korrespondenz in einer Art Simultan-Dialog ablaufen und gleichzeitig als allmähliche Distanzierung spürbar werden, unterlegt von einem Teil der „Marienbader Elegie“. Walser hält diese Gedichte für die schönste Liebespoesie. Und wie sie sich im Stück präsentiert, scheint Goethe seine letztlich unerfüllte Beziehung zu Ulrike als Anregung und Anstoß zur Lyrik-Produktion äußerst willkommen gewesen zu sein.

Geld sticht Geist

Nichts geschieht also ohne Hintergedanken. Die Annäherungen zwischen dem Herrn Geheimrat und dem jungen Mädchen, nicht ohne prickelnde Momente, scheinen immer getragen von einer gewissen Distanz schaffenden Haltung: Der alte Mann ist sich seiner Stellung und Jahre wohl bewußt, das Mädchen genießt die Verehrung, die zeitweilige Aufmerksamkeit vor allem der anderen in der Gesellschaft. Daß eine solche Liebesbeziehung für den Betagten auch einen gewissen Streß bedeutet, wird offenkundig. Er befindet sich in permanenter Spannung, wird reizbar, launisch, verzweifelt, als es nicht klappt mit seinen Zukunftsplänen, zeigt das aber nicht öffentlich. Als er am Ende seine „allerletzte Erklärung“ abgibt: „Du sollst nicht lieben!“, als er

spürt, daß er aus seinem vermeintlichen Paradies des Geliebtwerdens vertrieben ist, propagiert er die Lieblosigkeit als Leichtigkeit, Leere und -Freiheit. Ist diese erhellende Schlußfolgerung eine Notlösung (quasi ex cathedra) oder doch insgeheim resigniertes Resümee eines alten Dichters Goethe/Walser? Jedenfalls haftet dem eher Einsicht als Melancholie an. Walser nimmt Goethe übrigens nicht ab, daß er es war, der der Verbindung zu Ulrike entsagte. Denn er meint, Goethe habe immer Rollen für die Gesellschaft gespielt. Dazu gehörte seine omnipotente erotische Anziehungskraft bis ins hohe Alter. Walser holt ihn sozusagen auf den Boden der Tatsachen. Vielleicht wollte er aber auch zeigen, wozu Selbstüberschätzung führt. Doch er legte den Akzent mehr auf geistreiche Unterhaltung als auf Belehrung. Lediglich beim Ball mit der allzu detailverliebten Kostümierung und der Störung durch einen reichen jungen Mann und Heißsporn (Lukas Spisser) geriet die Inszenierung etwas aus dem Gleichgewicht, wurde allzu plakativ. Ansonsten aber unterstrichen die leichten, oft blumigen Damenkleider und die Bühne den meist lockeren, schwebenden Eindruck des Ganzen (Bühne und Kostüme: Bernd Dieter Müller und Annette Zepperitz). Was aber besonders zum Gelingen beitrug, war das Äußere von Peter Bernhardt als alter Goethe: Er glich den Porträts des Dichtergenies schon vom Gesicht her auf verblüffende Weise und vermochte mit seinem Auftreten, seiner Sprache und seinen Gesten diese Persönlichkeit der Geschichte überzeugend darzustellen, die sich schon selber als Denkmal empfand und diese „Erhabenheit“ auch spüren ließ. Nur in seinem privaten Studierzimmer, wenn er allein war, brachen aus ihm Ärger und Verzweiflung heraus. Renu Scheibe als sein Pendant und Diener Stadelmann wirkte ihm da eigentlich überlegen mit seinen witzigen Bemerkungen. Josephine Fabian verkörperte die Ulrike mit natürlicher Lebendigkeit und Frische. Daß sie sich dann so ohne Widerspruch dem Diktat ihrer Mutter (Evelyn Fuchs) unterwirft, wird nicht ganz schlüssig. Jedenfalls geriert sich diese, fast immer schwirrt von der entzückenden Schar ihrer Töchter, als souveräne Herrscherin und Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie gehört zur Schar der adligen Kurgäste und hochgestellten Persönlichkeiten, welche den Dichter bewundern und umschmeicheln. Einzig der reiche junge Herr de Ror tanzt da aus der Reihe: Er negiert Goethe und macht sich ungeniert, vielleicht etwas zu direkt, an Ulrike heran. Geld sticht eben auch schon zu Goethes Zeit den Geist. ¶

Nächste Vorstellung: 30.12. 19.30, Kammerspiele



Zwiespältig

Von Renate Freyzeisen
Foto: Falk von Trautenberg

Kleist-Abend im Mainfranken Theater in Würzburg

Der Dichter Heinrich von Kleist (177-1811) war mit seiner Sprache, in der die starke Spannung schon allein im Satzbau deutlich wird, und der Thematik über die Ruhelosigkeit und Ungesicherheit der menschlichen Existenz und einer Handlungsführung, in der das Rätsel des Inneren einer Persönlichkeit aufschien, ein Unzeitgemäßer, Unangepaßter als Zeitgenosse der Klassiker, aber zweifellos ein großer Dramatiker deutscher Sprache. Symptomatisch: Sein Leben endete tragisch, im Selbstmord. Der 200. Todestag

dieses Genies wird nächstes Jahr begangen, und da Kleist auch einige Zeit auf einer seiner unstillen Reisen in Würzburg weilte, nämlich im Jahr 1800, wo er sich nicht unfreundlich in einem Brief an seine Verlobte über die Stadt äußerte, schien es wohl angebracht, zwei bedeutende Werke von ihm in den Spielplan des Mainfranken Theaters aufzunehmen. Die Wahl fiel ausgerechnet auf Komödien. Als ob das ein Leichtes wäre. Immerhin eignet sich „Der zerbrochne Krug“ fürs Große Haus, bietet dankbare Rollen und lockt wegen seiner Bekanntheit Zu-

schauer an. Der „Amphitryon“ jedoch ist ungleich schwerer und heute kaum noch als „Lustspiel“ nach antiker Art zu vermitteln. Was also tun? Man benutzt für die Kammerspiele kleine Splitter aus dem Text als „Steinbruch“ für eine Art Improtheater, in dem alles um die Frage kreist: Wer bin ich oder wer möchte ich sein? Aber wenn diese Selbst-Erforschung nur als oberflächliche Spielerei begriffen wird, dann verpufft die ursprüngliche Intention, geht der Ansatz ins Leere.

Adam entlarvt sich immer selbst

Immerhin war beim beliebten „Zerbrochenen Krug“ mehr Ernsthaftigkeit am Werke, auch wenn da nicht alles stimmte. Doch die Leistungen der meisten Darsteller machten solche „Macken“ wieder wett. Und die Thematik ist heute so aktuell wie damals: Der Mißbrauch der Machtstellung und die Ausnutzung einer Rechtsposition, so daß Gerechtigkeit und Rechtsempfinden – fast – auf der Strecke bleiben. Man denke nur an Stuttgart 21. Bezeichnend ist der Anfang der Würzburger Aufführung: Alles ist vergammelt und unappetitlich bei Dorfrichter Adam in Kleists Lustspiel „Der zerbrochne Krug“, so wie seine Person, seine Amtsführung und seine Rechtssprechung auch. Adam sitzt auf dem Klo, in einer mit grünlich verschimmelten Kacheln, irgendwelchen Rohren und allerlei Gerümpel bestückten, schmutzigen Umgebung, hört kreischende Uralt-Platten, ausgerechnet „Casta Diva“ und hält sich den Kopf. Dieses Klo dient später dann als Instrument zum widerlichen Water-Boarding, also zur Folter am Bauerntölpel Ruprecht, um aus ihm ein falsches Geständnis herauszupressen. Ein Bild, das nicht ins Kleistsche Handlungsschema paßt. In der Lesart von Regisseur Johannes von Matuschka ist Ruprecht nämlich ein Farbiger, ein Diskriminierter, dem alles Schlechte angelastet wird. Vielleicht hat ihn dazu der schwarzafrikanische Schauspieler Issaka Zoungrana verleitet. Doch dieses allzu verengende Konzept geht nicht auf. Eigentlich hat Kleist dargelegt, daß Adam als Vertreter der Obrigkeit seine Stellung gegenüber allen Dorfbewohnern, armen und ungebildeten Leuten schändlich und willkürlich mißbraucht, daß hier Recht und Gerechtigkeit auseinanderklaffen. Wenn also Frau Marthe, die Mutter von Eve, Ruprecht als Schuldigen verklagt, dann nicht wegen seiner Hautfarbe, sondern weil sie glaubt, er habe sich unerlaubt ihrer Tochter nächtens genähert; immerhin mußte sie das annehmen nach dem, was sie sah. Und da Eve, erpreßt von Dorfrichter Adam,

schwieg, weil sie Ruprecht, ihren Geliebten, retten wollte, kam die Wahrheit erst fast zu spät ans Licht. Doch Adam entlarvt sich schließlich selbst unter den gestrengen Augen des Gerichtsrats Walter, des Vertreters einer höheren Gerechtigkeit. Ein Ende, das in eine Komödie paßt, das aber doch relativiert wird, wenn der Richter nicht ernsthaft verfolgt wird und der Schaden am Krug (doppeldeutig!) ungesühnt bleibt. In der Würzburger Aufführung ist „Krug“, durchs Mikrophon gesprochen von Eve, das letzte Wort. In einem anderen Werk Kleists, in der Novelle „Michael Kohlhaas“ zeigt sich ein gegenteiliges Bild: Hier ist der Kampf gegen die Ungerechtigkeit „von oben“ zum Scheitern verurteilt, derjenige, der Gerechtigkeit sucht, setzt sich immer mehr ins Unrecht. Das ist im „Zerbrochenen Krug“ nicht der Fall; allerdings ist der Krug, Symbol für die Unschuld Eves, unwiederbringlich in Scherben gegangen. Immerhin wird der Unhold verjagt. Was die Würzburger Aufführung aber stimmig machte, war, abgesehen von der seltsam überzogenen, grotesk übersteigerten Kostümierung der Dorfleute, die Ausstattung der Bühne: Das Amtszimmer des äußerst schlampigen Dorfrichters droht im Staub zu ersticken, ist bis obenhin vollgestopft mit Büchern und Akten, über die die Dorfbewohner mühsam herunterklettern; sein ganzes Lügengebäude bekommt immer mehr Lücken, als die widersprüchlichen Aussagen sich häufen, bis es schließlich ganz zusammenfällt beim Auftritt von Frau Brigitte, der Zeugin der Tat, als Adams Schuld am Bruch des kostbaren Krugs, aber auch am Übergriff auf Eve deutlich wird (Bühne: Birgit Remuss). Eve, Anne Diemer, ist hier kein naives Mädchen, sondern zeigt sich völlig eingeschüchtert und verängstigt durch die Erpressung des Richters, die Vorwürfe der Mutter und die Sorge um Ruprecht. Ihre Mutter Marthe Rull, Edith Abels, sehr energisch und etwas schrill in der Beschreibung des Krugs, hat eigentlich Ruprecht, den Verlobten von Eve, als Übeltäter in Verdacht; Issaka Zoungrana, meist passiv leidend, aber auch eifersüchtig, hat seinen etwas tumben, gutmütigen Vater Veit, Max de Nil, mitgebracht; dieser „übersetzt“ die wenigen, auch afrikanischen Äußerungen seines angeklagten Sohnes in verständliches Deutsch. Dank der deutlichen Aussage von Frau Brigitte, eindrucksvoll: Maria Brendel, klärt sich aber alles; Schreiber Licht, Rainer Appel, ein versteckter Intrigant, hätte eigentlich schon eher Licht ins trübe Geschehen bringen können (mit einer Lampe am Arm), aber durch das bestimmte Auftreten des auch äußerlich korrekten Gerichtsrats Walter, Christian Taubenheim, wendet

sich der Fall zum Guten. Nur für Dorfrichter Adam nicht: Klaus Müller-Beck lieferte hier eine grandiose Studie eines vermeintlich gerissenen, faulen, groben und rücksichtslosen Machtmenschen ab, der sich auch noch selbst bedauert. Zu Recht gab es den meisten Beifall für ihn!

Lustspielschnipsel

Nach einer Art von schöpferischer Pause nach den Eindrücken einer guten Inszenierung stieg das Publikum in die Kammerspiele hinab. Doch schon der Titel dort lief unter falschem Etikett, und mit Kleist hatte das Ganze nur am Rande zu tun, wenn



Szene aus Amphitryon Foto: Nico Manger

die vier übereifrigen Darsteller – oder sollte man sagen: Aktivisten? – Marcus Staab Poncet, Philipp Reinheimer, Pia Röver und Christina Motsch sich immer wieder daran erinnerten, daß sie ja eigentlich nicht von sich erzählen oder vorne auf der Bühne in irgendwelchen Rollenspielen Spaß verbreiten sollten, sondern daß sie dazu da waren, Kleists „Amphitryon“ aufzuführen. So holten sie

dazu immer wieder Zettel mit ein wenig Originaltext von den Wänden oder ließen auch Zuschauer daraus vorlesen. Und der beinahe vergessene Schluß-Seufzer der Alkmene: „Ach“! dürfte für manchen Besucher, der Kleist erwartet, aber nicht bekommen hatte, symptomatisch die Enttäuschung ausgedrückt haben. Denn ihm wurden nur szenische Schnipsel des Lustspiels, dafür viel buntes, banales und sich leider oft auch in die Länge ziehendes Improtheater serviert. Federführend dabei war Philipp Reinheimer, der mit aufdringlicher Aktionsbeflissenheit auf der Bühne und zwischen den Zuschauern herumwuselte, mal nackt, mal in Frauenkleidern, mal mit Perücke, mal die Gitarre zupfend. Dazwischen gab es allerhand Witze, auch Kalauer, Wasserspritzen, Fesselungen, Schläge, Berichte von Liebesbeziehungen oder Grüßen an die im Parkett sitzenden Eltern etc. Vor allem aber filmte man sich ständig selbst, zeigte Videos, mal scharf, mal verschwommen, dann per Beamer PC-Aufzeichnungen oder Google-Anfragen nach Begriffen wie Transsexualität bei ständigen Kostümwechseln auf der Bühne. Eigentlich waren alle vier Spiel-Animatereuere dauernd in Bewegung. Nicht fehlen durfte natürlich das aktuelle Integrationsthema; so tanzte man zur türkischen Nationalhymne; „Ich komm aus Kreuzberg ...“ war dabei auch nicht identitätsstiftend oder –erhellend, ebenso wenig wie der Versuch, eine Katze zu sein oder ein Zwilling. An sich aber war die Idee von Regisseurin Angelica Zacek nicht ungeschickt, das Kleist-Stück auf die Frage zu reduzieren: „Wer bin ich?“ „Wer könnte ich sein?“ „Wer möchte ich sein?“. Doch die Ausführung gelang nicht; sie war oft allzu bemüht, manchmal fast naiv, und vieles verpuffte im Klamauk, im permanenten, zusammenhanglosen Herumagieren. Am Schluß, nach heimlichen Blicken auf die Uhr und der Flucht eines Zuschauers, endete das Ganze in einem Gemeinschaftstanz, der letzten Mitmach-Aktion, auf der Bühne, zu dem Song „I am, what I am“. Da konnte man dann den Ort des vergeblichen Versuchs, sich selber auf die Spur zu kommen, möglichst rasch verlassen. Dieser Abend hätte aber besser den Titel mit einem Fragezeichen versehen und den Namen des Autors vielleicht ganz verschweigen sollen. ¶

...and the winner is: ...



Petrini-Preis für Flagship-Store

Alle zwei Jahre wird in Würzburg gute Architektur ausgezeichnet.

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Alle zwei Jahre ehrt die Stadt Würzburg Bauherren und Architekten mit einem Preis für gute Architektur in der verflossenen Zeitspanne. Sie nennt ihn nach dem Architekten Antonio Petrini, der 1624 bei Trient in Italien geboren wurde und am 8.4.1701 in Würzburg im damals unglaublichen Alter von 77 Jahren und dann noch eines natürlichen Todes gestorben war. Er schmückte die Stadt Würzburg mit dem Juliuspital, dem Stift Haug und der Neubaukirche. Man sagt ihm nach, er habe den fränkischen Barock eingeführt, ein Neuerer also, bei Licht betrachtet demnach ein zweifelhaftes Subjekt, aber fraglos ein guter Pate für zeitgenössische Architektur.

Und darum geht es bei dem Preis, qualitätvolle Architektur unserer Zeit zu fördern. Um schlechte muß man sich keine Sorgen machen, man muß sie nicht düngen, nicht wässern, sie gedeiht wie Unkraut.

Die Jury unter Vorsitz von Professor Julian Wekel von der Technischen Universität Darmstadt hat unter sechzehn, durchaus sehenswerten Vorschlägen drei für preiswürdig befunden und weiteren drei eine Anerkennung für ihre Qualität zugesprochen.

Der erste Preis wurde einstimmig einem Bauwerk zuteil, das mit der Ecke zwischen Oberem Markt und Schönbornstraße eine sehr prominente Stelle der Innenstadt besetzt und einen seltsam marinierten Namen trägt, nämlich Flagship-Store der Fa. s.Oliver - Flaggschiffladen. Der Entwurf hatte schon zu Beginn der Planungsphase in einem Architektenwettbewerb sich als bester durchgesetzt, was allerdings die professionellen Kritiker nicht hinderte, ihn heftig zu schmähen. Den Architekten, dem Büro RKW - Rhode, Kellermann, Wawrowsky aus Düsseldorf und der Firma s.Oliver ist hoch

anzurechnen, daß sie sich nicht entmutigen ließen und ihn unverändert realisierten. Unmerklich auf einige Anregungen der Kritik eingehend, nahmen sie ihr den Wind aus den Segeln, um begrifflich bei der Marine zu bleiben. Die Jury des Petrini-Preises begründete ihr Urteil mit den Worten:

„Das Gebäude besticht zum einen durch ein Stadtbild prägendes, selbstbewußtes Erscheinungsbild, zum anderen durch die Maßstäblichkeit und die Materialität. Der Neubau vermittelt an dieser Stelle der Innenstadt hervorragend zwischen den historischen Gebäuden des Oberen Marktes und dem dominierenden Kaufhaus in der Schönbornstraße und wird dabei selbst zum Identitätsmerkmal für den Stadtkern.“ Die Architektin Julia Koch, die für RKW den Preis entgegennahm und der Vertreter des Bauherrn werden es mit Freuden gehört haben.

Der zweite Preis ging an das Ganztageszentrum für Hören und Kommunikation in der Berner Straße des Stadtteils Heuchelhof, dessen Bauherr die Stiftung Hör- und Sprachförderung ist. Eine Auszeichnung, die schon deshalb erfreut, weil sie die Aufmerksamkeit auf ein Bauwerk lenkt, das an der Peripherie gelegen, gewöhnlich unbeachtet bleibt. Dem Bauherrn und den Architekten Hetterich, Würzburg, ist hier laut Jury Außergewöhnliches gelungen:

„Raumangebot, Raumgestaltung und Haustechnik reagieren auf motorische und körperliche Behinderungen ebenso wie auf Einschränkungen in der sozialen, psychischen und emotionalen Entwicklung, auf Lernschwierigkeiten und Verhaltensauffälligkeiten für einen Personenkreis mit speziellen Förderschwerpunkten.“

Wie der Heuchelhof am Rand des öffentlichen Interesses liegt, so leben auch die Kinder in dieser

Zweiter Preis



Einrichtung eher am Rand der Gesellschaft. Die Zuwendung, die ihnen dieser Bau entgegenbringt, kann deshalb nicht hoch genug geschätzt werden.

Großzügig, freundlich, weit und eng im Wechsel öffnet sich das Haus seinen Nutzern.

Mit dem dritten Preis bewegt sich die Jury wieder zurück in die Nähe der Innenstadt.

In der Frankfurter Straße ist das Gasthaus Linde um „timeOUT“ erweitert worden. Wieder so ein seltsamer Name. Ein Glück, daß die Auszeit weder die Bauherrin Dr. Katja Menna noch den Architekten Claus Arnold erwischt hat, jedenfalls hat ihnen die Jury einen gelungenen Entwurf bescheinigt. Neben einem barrierefreien Zugang und guter Funktionalität überzeugen besonders die Baukörpergliederung, der Übergang von Alt zu Neu und viele angenehme, zurückhaltende Details. Hier ist ein Ort entstanden, an dem man gern verweilt.

Neben den größeren und bedeutenderen Bauten der Preise fanden kleinere Objekte die Anerkennung der Jury. Untereinander sehr unterschiedlich tragen sie doch alle dazu bei, den Aufenthalt in der Stadt

angenehm und das Bild der Stadt ansehnlich zu gestalten. Im Inneren des originell eingerichteten Frisiersalons „Pony, Bob & Pixie“ von Monique Bimbös - Architekt Matthias Braun - kann man sich ganz entspannt zum Beispiel auf den Besuch der Anwaltskanzlei in der Prymstraße - Architekten Zumkeller und Gress - vorbereiten. Vielleicht könnte sogar der Gang zum Zahnarzt ein Vergnügen werden, wenn er in die Praxis von Dr. Brigitta Epp - Architekt Roland Gress - Edelstraße 9 führt. Allerdings darf man sich von der Architektur auch keine Wunder erwarten, Schmerzen kann sie immer noch nicht stillen.

Der Petrini-Preis hat sich in sechzehn Jahren einen guten Ruf erworben und sich um die zeitgenössische Architektur in Würzburg verdient gemacht. Die Entscheidungen im Jahr 2010 werden diesem Ruf gerecht. ¶

Dritter Preis



Anzeige

Bund Deutscher Architekten **BDA**

Einladung

zu Vortrag und Werkbericht von Professor Dipl.-Ing. Matthias Löbermann

am Donnerstag, 2. Dezember 2010, 10.00 Uhr

laden wir herzlich ein in den Fürstensaal der Residenz zu Würzburg mit anschließenden gemeinsamen Gesprächen im Foyer des Fürstensaales mit Wein und Brot.

Um Anmeldung wird gebeten bis 17.11.2010

per Fax an BDA Kreisverband 09391-8834 oder
E-Mail an info@georgredelbacharchitekten.de

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Im Rahmen des 26. Würzburger Jazzfestivals präsentiert die Würzburger Jazzinitiative in Kooperation mit ArtConcerts, Sommerhausen, am 13. November, um 20 Uhr in der Würzburger St. Johanniskirche, Hofstallstraße 5, „Bebabaloo“. So heißt die neue CD von **Barbara Dennerlein**. Die Münchner Hammond-Organistin will im Dialog mit Drummer **Drori Mondlak** aus USA „abenteuerliche Reisen durch Welten der Fantasie unternehmen“.

[sum]

Karten für 24 € / ermäßigt 22 € gibt es bei der Tourist Information im Falkenhaus am Markt, Tel: 0931/37 23 98, beim Buchladen Neuer Weg, an der Abendkasse oder Email: info@the-entertainmentcompany.com

„Mit Behinderungen ist zu rechnen: Un-korrekte Cartoons von Phil Hubbe“ lautet der Titel der Ausstellung, die vom 17. - 24. November 2010 im Oberen Foyer des Würzburger Rathauses zu sehen ist. Eröffnung ist am Dienstag, 16. November, um 17 Uhr in Anwesenheit des Künstlers, der seine Werke signieren wird. Der Karikaturist **Phil Hubbe**, der selbst an Multiple Sklerose erkrankt ist, macht vor keiner Behinderung halt und nimmt unvergleichlich frech alltägliche Gegebenheiten aufs Korn. Mit Selbstironie und Witz zeigt er in seinen Cartoons Menschen mit Behinderungen in ihrer Umwelt und hält dieser einen Spiegel vor. Der Künstler erhielt 2002 den 3. Deutschen Preis für politische Karikaturen und 2006 den Hertie-Preis für Engagement und Selbsthilfe. Veranstalter der Ausstellung ist der Behindertenbeirat der Stadt Würzburg. Der Behindertenbeirat als selbstständige und unabhängige Interessenvertretung der Menschen mit Behinderungen in Würzburg hat sich zum Ziel gesetzt, die Lebensverhältnisse der Menschen mit Behinderung in allen Bereichen der Gesellschaft zu verbessern und damit ein selbstbestimmtes und eigenständiges Leben zu ermöglichen.

[sum]

Informationen zur Ausstellung sind über die Geschäftsführung des Beirats, Jutta Behr, Beratungsstelle für Senioren und Menschen mit Behinderungen, Telefon 0931/ 37 35 69 zu erhalten.

Artbreeze nennt sich eine Künstlergruppe, die am 1. Adventssonntag, 28. November, ihre zweite

Jahresausstellung in der Galerie Isa Wagner, Kirchsteig 8, in Garstadt startet. Eröffnet wird die Ausstellung um 14 Uhr vom Bürgermeister von Garstadt, Peter Neubert. An den darauffolgenden Adventssonntagen ist die Ausstellung von 14 - 17 Uhr zu sehen. Die Künstler und Künstlerinnen der Gruppe sind: Edith Fersch, Albrecht Fersch, Werner Thein, Jürgen Stäblein, Anita Tschirwitz und Isa Wagner; sie zeigen ein breitgefächertes Repertoire von der Malerei in Acryl und Mischtechnik über Zeichnung und Aquarell bis zur Fotografie. Die Gäste Elke Gerstenmayer, Zeichnung, Inge Pilhofer, Malerei, und Francoise Iberl, Schmuck, komplettieren die Ausstellung.

[sum]

Die beliebte öffentliche Vorlesereihe „**Literatur in den Häusern der Stadt**“ - Schauspielerinnen und Schauspieler des **Mainfranken Theaters Würzburg** lesen in Privaträumen - findet am 12. November 2010, 19.30 Uhr bereits zum fünften Mal statt. Passend zur Uraufführung von Klaas Huizing „In Schrebers Garten“ wird dieses Mal Literatur des 21. Jahrhunderts gelesen. Neben Huizingers Roman über den Sohn des Schrebergarten-Erfinders stehen unter anderem spannende zeitgenössische Werke wie Matias Faldbakkens Trilogie der „Skandinavische Misanthropie“ (1998 - 2008), Haruki Murakamis „Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede“ (2007) oder Joachim Zelters „Der Ministerpräsident“ (2010) auf dem Programm. Für alle Zuschauer, die auf Grund der großen Nachfrage, keine Karten für die Lesungen bekommen haben, übernimmt das Mainfranken Theater Würzburg am 11. Dezember 2011 die Gastgeberrolle. Ab 20 Uhr wird im Rahmen der Veranstaltung „Literatur in den Kammerspielen“ eine Auswahl der Texte aus der diesjährigen Lesungsreihe „Literatur in den Häusern der Stadt“ präsentiert.

Neben der Lesungsreihe „Literatur in den Häusern der Stadt“ veranstaltet das Mainfranken Theater Würzburg am 13. März 2011 erstmals die Musikreihe „**Lieder in den Häusern der Stadt**“. Für letzteres werden noch geeignete Gastgeber gesucht. Einzige Voraussetzung, neben Platz und guter Laune, wäre in diesem Fall ein Klavier oder kleiner Flügel.

[sum]

Bei Interesse: elena.nikolova@stadt.wuerzburg.de oder 0931 - 3908137.

LISE CHARMEL



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Jetzt neu:
Am Schmalzmarkt 5
Tel: 0931-52304

Ein großes Frisches
aus einem kleinen Dorf.



DISTELHÄUSER

Immer eine frische Idee